

DENKEN + GLAUBEN

Nr. 177 Herbst 2015

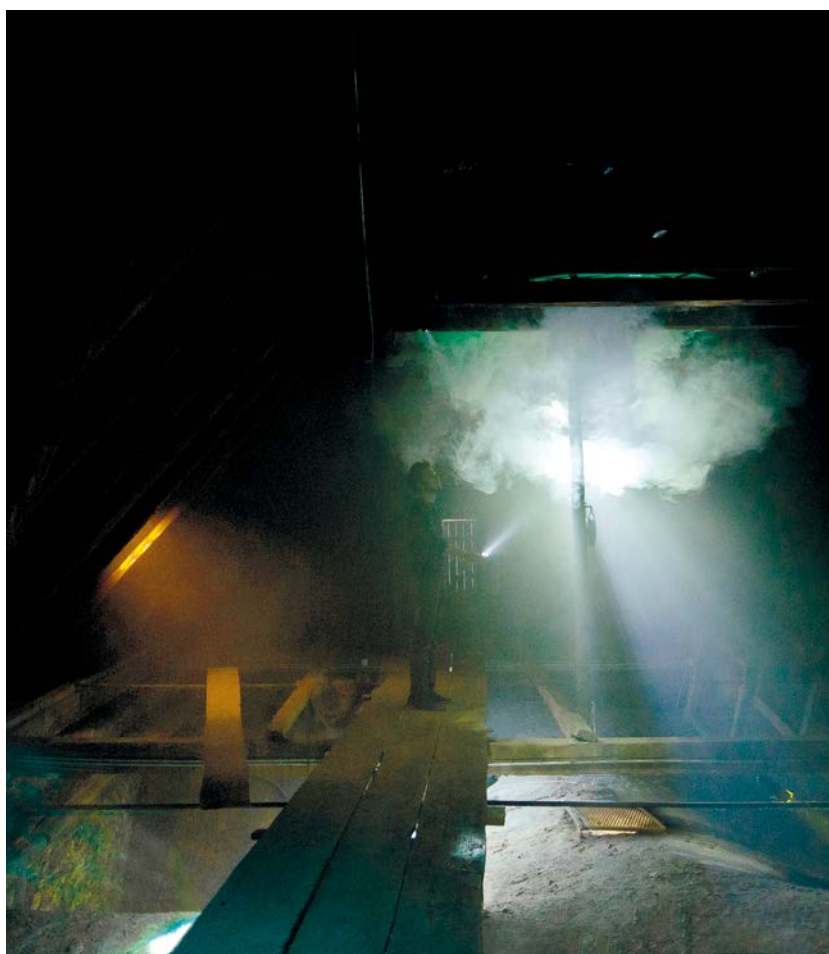
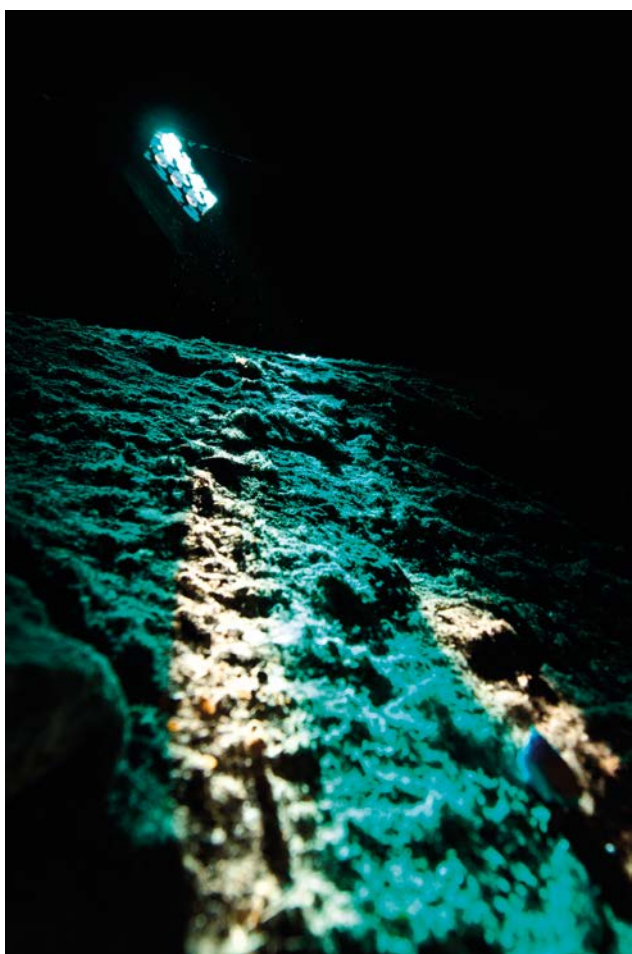
Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

www.khg-graz.at



NETZWERKE





Hiram Wong, *Inverse Monument* (Installationsansichten Leechkirche), 2015. Fotos: Wong

Der aus Hong Kong stammende Künstler Hiram Wong vernetzte in seiner temporären Installation „Inverse Monument“ aus Licht und Rauch in der Leechkirche Vergangenheit und Gegenwart. Die ephemeren Materialien ermöglichten in ihrer Schönheit intensive, aber vergängliche Momente in dem nur für einen Abend zugänglichen Dachstuhl der ältesten Kirche von Graz an einem Ort, dessen Geschichte bis ins 9. Jahrhundert vor Christus zurückreicht.

Editorial



„Wir müssen wieder spüren, dass wir einander brauchen, dass wir eine Verantwortung für die anderen und für die Welt haben, und dass es sich lohnt, gut und ehrlich zu sein.“

Papst Franziskus, *Laudato si*, 229.

NETZWERKE

Netzwerke (2)

Ein Kommentar
von Andrea-Kager-Schwar

„Auf soziale Probleme muss mit Netzen der Gemeinschaft reagiert werden“ (3)

Von Michael Kuhn

Empowerment und Armutsbekämpfung durch Mikrokredite? (5)

Von Andreas Gémes

Für eine Hoffnung über Grenzen hinweg (7)

Von Sr. Regina Stallbaumer sa

Verdorbene Netzwerke (9)

Von Jennifer Brunner

Mehr Netz als Werk – Das Studienförderungsnetzwerk PRO SCIENTIA (11)

Von Florian Traussnig

„Niemals geht man so ganz“ (13)

Von Johanna Weberhofer

„Together“ und die „Poesie der Verschiedenheit“ (15)

Jaume Plensa im Gespräch mit Alois Kölbl

Zwischen Vatikan und Hollywood (18)

Edgar Honetschläger im Gespräch mit Johannes Rauchenberger und Alois Kölbl

Garten als Ort der Gemeinschaft? (21)

Von Gudrun Rausch

Franziskus unser (23)

Peter Rosegger sprach mit Andrea Stift

Maximale Distanz. (25)

Von Peter Gaitsch

Nächstenliebe als gelebte Solidarität (26)

Von Stefanie Schwarzl

Leinen los! (27)

Von Harald Koberg

KHG - AKTUELL (28)

Zugegeben, meine ersten Assoziationen zum Titel dieses Heftes und zum Jahresthema im „Quartier Leech“ waren nicht unbedingt positiv: Ist unsere globalisierte Welt doch auch zunehmend von Netzwerken und Seilschaften durchdrungen, die jenseits öffentlicher Kontrolle und demokratischer Abstimmungsmöglichkeiten letztlich auch für das Auseinanderdriften von Arm und Reich, Entsolidarisierung und Gewinnmaximierung auf Kosten künftiger Generationen mitverantwortlich sind. Man muss nicht unbedingt an kriminelle Mafia-Strukturen denken, die Bandbreite zwischen omnipräsentem Lobbyismus, der allzu oft nur dem Wohl, dem Reichtum und der Macht einiger weniger dient und dem Netzwerk von Großkonzernen, dem sich Entscheidungen gewählter Politiker immer öfter unterordnen müssen, ist mannigfaltig.

Dann aber kommen mir auch die feinen Liniengespinste des künstlerischen Einzelgängers Fritz Hartlauer in den Sinn (siehe in diesem Heft Abb. S. 3), dessen Todestag sich im September zum dreißigsten Mal jährt. Sie stehen nicht nur für die Verbindung von westlicher und östlicher Spiritualität, sondern das von ihm in seiner künstlerischen Forschungsarbeit gefundene Urzellensystem steht für das Bemühen aus der Analyse von Strukturen und Zusammenhängen durch Ganzheitsschau zu einer Synthese zu gelangen, um so „als Mensch umfassend zu leben und ewig Gültiges zu erfahren“, wie er es in einer seiner aphoristischen Selbstbeschreibungen seiner Kunst zum Ausdruck brachte. Symbolisch wollte er mit den sich kreuzenden Linienstrukturen ins Mikro- wie Makroskopische vordringen und Unendliches im Endlichen anklingen lassen, weil sich ihm darin Gesetzmäßigkeit und die Verwobenheit von allen Teilen der Schöpfung erschloss.

In seiner vielbeachteten wie aufrüttelnden Enzyklika „Laudato si“ versucht Papst Franziskus aus einer biblischen Perspektive über die Vernetzung des Schöpfungs-ganzen hinaus die Vernetzung der ökologischen mit der sozialen Frage aufzuzeigen und mit dem Gemeinwohl in Verbindung zu bringen. Franziskus spricht in deutlichen Worten davon, „dass die Verschlechterung der Umweltbedingungen und die Verschlechterung im menschlichen und ethischen Bereich eng miteinander verbunden sind.“ Netzwerke zwischen Religion und Wissenschaft, Gläubigen und Ungläubigen, Politik und Wirtschaft sind für eine neue Kultur der Solidarität mit den Benachteiligten und Entrechteten dieser Welt wie künftigen Generationen genauso wichtig wie ein sich vernetzender Lebensstil, der aus der Wahrnehmung der Begrenztheit von Ressourcen auf Entschleunigung und eine Spiritualität jenseits von materiellem Wachstum und Konsum setzt. Es wäre wünschenswert, wenn unsere Hochschulen wieder vermehrt dazu beitragen könnten, dass gerade die Zeit des Studiums ein Experimentierfeld für Lebenspraktiken in diese Richtung sein könnte.

In diesem Sinn wünsche ich ein gutes Wintersemester!

Alois Kölbl, Hochschulseelsorger

Netzwerke

Kommentar

Von Andrea Kager-Schwar

Netzwerken also. Fast reflexartig steigen da in der gelernten Betriebswirtin passende Bilder hoch. Karrierefördernde Kontakte, Informationsvorsprung, profitable Verbindungen – die zentrale Frage für den einzelnen Teilnehmer am Netzwerk ist die nach dem ganz persönlichen Nutzen. Dafür sind zwar am Beginn meist einige Investitionen erforderlich, die sich, geschickt getätigt, im Zeitverlauf jedoch wieder amortisieren. Doch im Nachdenken darüber fällt mir auf, wie der Begriff des Netzes in diesem Zusammenhang verstanden wird: als Barriere nämlich, als Instrument der Aus- und Abgrenzung. Es gibt die Nutznießer, die drinnen sind – und eben die anderen, die keinen Zugang haben. Ein gewissermaßen geschlossenes System, das scheinbar Sicherheit bietet – aber auch eine Kehrseite hat. Immer wieder beengt es merklich, schränkt die Bewegungs- und Entscheidungsfreiheit ein und erzwingt manchmal Rücksichten, die jeder sachlichen Grundlage zu entbehren scheinen.

Was also soll beim Netzwerken dann bitte so positiv sein? Ein Prinzip, das das Gegenüber in nützlich und nutzlos kategorisiert. Eine Haltung, die nur den eigenen Vorteil sucht.

Den Unterschied macht anscheinend die gedachte Form des Netzes. Sinnbildlich geöffnet und auf großer Fläche ausgebreitet, vermittelt ein Netz einen ganz anderen Eindruck. Es lässt einen weiten Blick zu, in jede Richtung. Ohne Hindernisse dazwischen. Es gibt kein oben und kein unten. Es ist von überall her für jeden zugänglich und hat rundum Anknüpfungspunkte, die es noch immer weiter wachsen lassen. Es entstehen neue Knoten und das potenziert die Anzahl der Möglichkeiten für Verbindungen untereinander. In so einer Struktur kann auch der Austausch frei fließen, gibt es ein wechselseitiges Geben

und Nehmen in alle Richtungen gehend und aus allen Richtungen kommend, ohne ständigen Blick auf den persönlichen Kontostand, der Soll oder Haben ausweist. Und wenn man zur Sicherheit doch zwischendurch kurz Bilanz zieht, dann stellt man fest, dass unterm Strich ein Plus übrigbleibt. Ein Plus an Verständnis füreinander, ein Plus an gesamtgesellschaftlicher Solidarität, ein Plus an eigener Erkenntnis und vieles andere, das zwar einen Wert hat aber keinen Preis.

So funktionieren alle Netzwerke, die sich nicht an den üblichen messbaren Größen, sondern an Beziehungen orientieren. Familie und Freundschaften natürlich, aber vor allem jedes absichtslose und unvoreingenommene Zugehen auf den anderen aus ehrlichem Interesse – über alle vermeintlichen Grenzen hinweg.

Trotzdem bieten auch solche Netze, die offen sind und ausgebreitet werden, dem einzelnen Schutz. Sie bilden feine Gewebe mit Maschen, durch die man nicht so leicht durchfallen kann und ihre vielen Knoten halten so mancher Belastungsstand. Selbst wenn der Faden an der einen oder anderen Stelle ausfranst, ist die Stabilität groß genug, dass es nicht bricht.

Und erstaunlicherweise sind wir damit doch wieder beim ganz persönlichen Nutzen angekommen – ein Nutzen, der allerdings niemanden ausschließt.

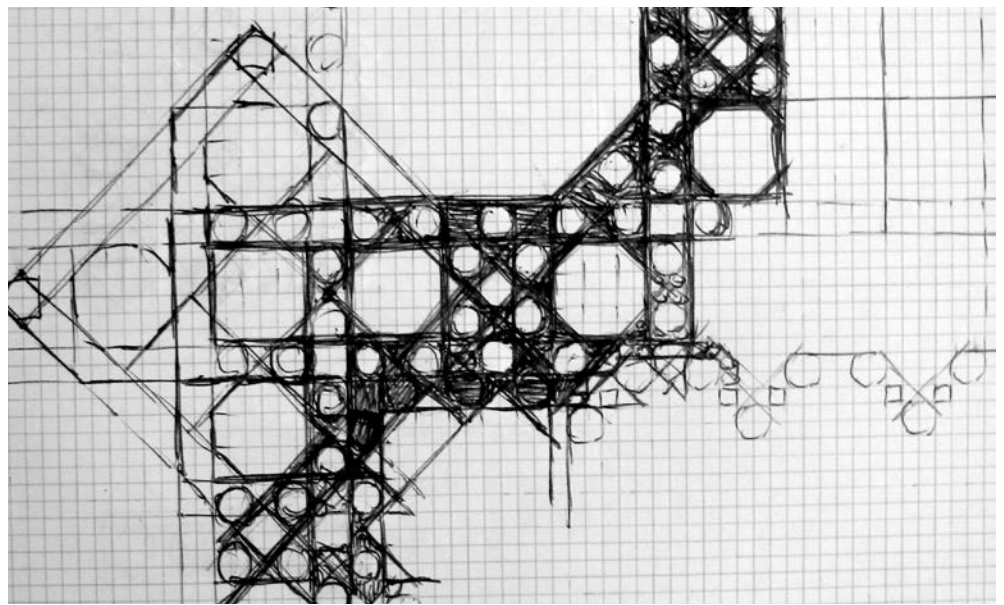


Foto: Neuhold

Mag.^a Andrea Kager-Schwar, MA, Studium der Betriebswirtschaftslehre und des Medienlehrgangs an der Universität Graz. Journalistin und Moderatorin, seit 1988 Redakteurin im ORF. Schwerpunkt: Religion und Gesellschaft.

„Auf soziale Probleme muss mit Netzen der Gemeinschaft reagiert werden“¹

Gedanken zur Sozialenzyklika „Laudato si“
Von Michael Kuhn



Fritz Hartlauer. Studie zur Urzelle (Detail). 1975. Foto: KK
Die oktagonale „Urzelle“ im künstlerischen Werk von Fritz Hartlauer steht für die Verwobenheit aller Teile der Schöpfung. Der Künstler suchte nach einem spirituellen Weg dies auch erfahrbar zu machen.

Es war ein neuartiges Phänomen: noch vor seiner Vorstellung am 18. Juni 2015 stieß das von vielen als „Öko-Enzyklika“ etikettierte Schreiben sowohl auf Zustimmung wie auch auf Ablehnung. Erstaunlich für einen Text, den kaum noch jemand kannte. Während die einen damit die Hoffnung verbanden, Kirche und Lehramt würden sich einer der vordringlichsten Herausforderungen unserer Zeit annehmen und mit ihrer Autorität das Weltgewissen aufrütteln, fürchteten andere genau dieses und versuchten es mit dem Hinweis, dass „der Papst keinerlei wissenschaftliche Autorität besitze“ (Jeb Bush), zu verhindern. Dass der Papst mit seinem Schreiben die Situation genau eingeschätzt und auch getroffen hat, zeigt die Überschrift eines Artikels von Ted Widmer in „Politico“: „The Pope’s political earthquake“.²

Ein vertiefter Blick in das Dokument macht deutlich: „not a simple nugget to digest“.³ Gleichzeitig fällt die direkte Sprache des Textes auf. Der Papst spricht Dinge direkt an und verwendet dabei häufig die Ich-Form statt der Wir-Form. Er dekretiert nicht, sondern schlägt vor, er wendet sich an jeden Menschen und weist gleichzeitig darauf hin, wie wichtig Zusammenarbeit, Dialog und Netzwerke sind – über Grenzen hinweg. Bereits im Titel spricht er vom „gemeinsamen Haus“, das alle Menschen bewohnen. Er vertraut darauf, dass Menschen in der Lage sind, angesichts der Herausforderungen zusammen zu arbeiten und er spricht allen, die bereits in der einen oder anderen Form am „Schutz des Hauses, das wir miteinander teilen“ mitarbeiten, seine „Anerkennung, seinen Dank und seine Ermutigung“ aus.

Ökologie und Gemeinwohl

Die Bedeutung dieser gemeinsamen Anstrengungen wird auch in der „Tiefenstruktur“ der Enzyklika deutlich. Papst Franziskus zitiert seine Vorgänger, beginnend bei Papst Johannes XXIII bis Papst Benedikt XVI. Dann allerdings folgt ein langer Verweis auf Patriarch Bartholomäus und dessen langjähriges und unermüdliches Engagement für die Umwelt. Ebenso ausführlich erwähnt Franziskus die vielen Arbeiten der Bischofskonferenzen – ein Zeichen seines synodalen Denkens – aber auch Theologen, Philosophen, die Vereinten Nationen, Mystiker (etwa auch den islamischen Sufi-Mystiker Ali Al-Khawwas). Man spürt, dass die „Größe der Anstrengungen der Größe der Herausforderungen“ entsprechen muss (R. Schuman) und das Zusammenwirken möglichst aller unabdingbar ist. Am Ende der Einleitung zählt er diese Herausforderungen auf, die sich durch die gesamte Enzyklika ziehen: „die enge Beziehung zwischen den Armen und der Anfälligkeit des Planeten; die Überzeugung, dass in der Welt alles miteinander verbunden ist; die Kritik am neuen Machtmodell und den Formen der Macht, die aus der Technik abgeleitet sind; die Einladung, nach einem anderen Verständnis von Wirtschaft und Fortschritt zu suchen; der Eigenwert eines jeden Geschöpfes; der menschliche Sinn der Ökologie; die Notwendigkeit aufrichtiger und ehrlicher Debatten; die schwere Verantwortung der internationalen und lokalen Politik; die Wegwerfkultur und der Vorschlag eines neuen Lebensstils.“⁴

Mir erschließen sich die folgenden drei Aspekte als tragende Gedanken der Enzyklika:

- Ökologie und die soziale Frage sind nicht zu trennen. Ökologisch unverantwortliches Verhalten trägt zu Armut bei bzw. verhindert die Bekämpfung der Armut. Konsumverhalten, das eine Wegwerfkultur fördert, Technologie, die in den Händen von ausschließlich wirtschaftlichen Interessen zur Technokratie wird, Politik, die nicht mehr in der Lage ist, Wirtschaft und Technik in die Bahnen des Gemeinwohl zurückzuführen – sie werden nicht in der Lage sein, die ökologische Krise zu meistern. Dazu bedarf es eines „ökologisch integralen“ Denkens, das in der Lage ist, Zusammenhänge zwischen Natur, Technik, Wirtschaft, Gesellschaft, Politik und Kultur herzustellen.

- Die Wurzel des „ökologischen Problems“ spricht Franziskus etwa in der Mitte seines Textes an, nämlich die „Idee eines unendlichen und grenzenlosen Wachstums, das die Ökonomen, Finanzexperten und Technologen so sehr begeisterte. Dieses Wachstum setzt aber die Lüge bezüglich der unbegrenzten Verfügbarkeit der Güter des Planeten voraus, die dazu führt, ihn bis zur Grenze und darüber hinaus ‚auszupressen‘. Es handelt sich um die irrije Annahme, ‚dass man über eine unbegrenzte Menge

von Energie und Ressourcen verfügen könne, dass diese sofort erneuerbar und dass die negativen Auswirkungen der Manipulationen der natürlichen Ordnung problemlos zu beheben seien“.⁵ Mit anderen Worten: die Vorstellung eines im Prinzip unbegrenzten Wachstums (die Grundlage unseres kapitalistischen Wirtschaftssystems) passt nicht zusammen mit der Tatsache, dass unsere Ressourcen begrenzt sind – so wie unser individuelles Leben. Solange wir nicht in der Lage oder Willens sind, uns dieser Tatsache zu stellen, werden wir auch keine tragende Antwort auf die ökologische Krise finden.

- Die Lösung, daran lässt Franziskus keinen Zweifel bestehen, muss bei uns selbst und unserer Spiritualität ansetzen, die unser Denken und Handeln leitet. Sie liegt in einer Bekehrung, die er mit den Worten Achtsamkeit, Demut, Genügsamkeit, Freude an den kleinen Dingen, Verbundenheit charakterisiert. So notwendig diese individuelle Bekehrung ist, so bedarf es gleichzeitig mehr. Er zitiert nochmals Romano Guardini: „Die Anforderungen dieses Werkes werden so ungeheuer sein, dass sie aus den Möglichkeiten der individuellen Initiative und des Zusammenschlusses individualistisch geformter Einzeler nicht zu lösen sind. Es wird einer Sammlung der Kräfte und einer Einheit der Leistung bedürfen. Die *ökologische Umkehr*, die gefordert ist, um eine Dynamik nachhaltiger Veränderung zu schaffen, ist auch eine gemeinschaftliche Umkehr.“⁶

„Laudato si“ ist entgegen allen Ankündigungen keine „Öko-Enzyklika“, die sich nur mit dem Klimawandel beschäftigt. Sie ist ein Sozialschreiben in der besten Tradition des sozialen Denkens des Lehramts der Kirche, würdig, in Zukunft gleichzeitig mit „Rerum novarum“⁷ und „Pacem in terris“ in einem Atem genannt zu werden.

¹ Papst Franziskus, Enzyklika Laudato si', art. 219.

² Ted Widmer, The Pope's political earthquake. In: Politico, 20.6.2015, www.politico.eu/article/the-popes-political-earthquake

³ ebd.

⁴ Laudato si', art. 16.

⁵ Laudato si', Art. 106.

⁶ Laudato si', Art. 219.

⁷ Rerum novarum von Papst Leo XIII., 1891; Pacem in terris von Papst Johannes XXIII., 1963.



Drs. Michael Kuhn, geboren 1958 in Wien, Theologe und Kommunikationswissenschaftler, seit 1997 Leiter des Büros der Österreichischen Bischofskonferenz in Brüssel, seit 2009 Stellv. Generalsekretär der COMECE.

Foto: Vranckx

Empowerment und Armutsbekämpfung durch Mikrokredite?

Mikrokredite sind kein Allheilmittel zur Auslöschung der weltweiten Armut, doch wenn die Vergabe von Mikrokrediten konsequent als „social business“ umgesetzt wird, können diese tatsächlich eine effiziente Hilfe zur Selbsthilfe bieten.

Von Andreas Gémes



Die Künstlerin Irmgard Schaumberger verwebt in ihren Keramik-Steinen Handlinien – suggestiver Ausdruck menschlicher Individualität – unterschiedlicher Personen in einem Langzeitprojekt zu einer un abgeschlossenen Serie. Ihre Ausstellung „Netzwerk“ wird am 13. JAN in der QL-Galerie eröffnet.

Mikrokredite sind Kleinstdarlehen zur Anschubfinanzierung von unternehmerischem Handeln – nicht ausschließlich, aber überwiegend in Entwicklungsländern. Etwa ein Sechstel der Weltbevölkerung muss nach wie vor mit weniger als zwei Dollar pro Tag den Lebensunterhalt bestreiten. Diese „nicht bankfähigen“ Menschen bekommen bei herkömmlichen Banken auch keine Kredite, um ein Geschäft aufzubauen, denn die verlangten Sicherheiten fehlen. Genau hier setzen Mikrokredite an: sie fungieren als „start-up“ Finanzierungen in sehr kleinen Tranchen (oft nur 50-100 Euro) für jene Menschen, denen der Zugang zu regulären Bankkrediten verwehrt bleibt. Sie dienen in der Regel dem Aufbau eines kleinen Gewerbes, zum Beispiel für einen Marktstand, für eine Fahrradreparatur oder zum Ankauf von Samen für die Landwirtschaft. Mikrokredite werden – auf den ersten Blick überraschenderweise – auch ohne Sicherheiten sehr verlässlich zurückgezahlt und sind in vielen Entwicklungsländern

mittlerweile weit verbreitet. Möglich wird dies unter anderem durch die Kreditvergabe nicht an Einzelpersonen, sondern an Gruppen („Solidaritätszirkeln“) und durch sehr intensive Betreuung der KreditnehmerInnen.

Mikrokredite sind jedoch mehr als ein Finanzierungsvchikel und ein erfolgreiches „bottom of the pyramid“¹ Geschäftsmodell. Basierend auf Selbsthilfe- und Solidaritätsprinzipien wurde das grundlegende Konzept in Europa vor rund 150 Jahren von Genossenschafts-Pionieren wie Friedrich Wilhelm Raiffeisen oder Hermann Schulze-Delitsch entworfen. Seit den 1970ern baute der spätere Friedensnobelpreisträger Muhammad Yunus nach ähnlichen Ansätzen in Indien seine Grameen Bank mit großem Erfolg auf. Anschließend verbreitete sich dieses Erfolgsmodell auf weitere Länder des Südens und Mikrokredite wurden als *deus ex machina* Lösung zur Auslöschung der weltweiten Armut gefeiert. In einem

bemerkenswerten Beispiel von „reverse innovation“² kam die Idee in der Folge aus Entwicklungsländern wieder nach Europa zurück, um in den stagnierenden Industriestaaten Unternehmertum zu fördern und Arbeitslosigkeit zu bekämpfen. Auch in Österreich werden heute zum Beispiel vom Sozialministerium Mikrokredite vergeben, Mikrokredit-Fonds werden weltweit von Fondsmanager gerne zur Diversifikation ihrer Portfolios geschätzt.

Mikrokredit ist nicht gleich Mikrokredit

Die Vergabe von Mikrokrediten in ihrer ursprünglichen Form würden wir heute als „social business“ definieren, also als unternehmerisches Handeln, dessen Ziel nicht Gewinn*maximierung* ist und das auf soziale, ethische und ökologische Aspekte Rücksicht nimmt. In diesem Sinne sollen Mikrokredite Hilfe zur Selbsthilfe bieten und Kreditrückzahlungen in einer sozial akzeptablen Weise ermöglichen. Das wirtschaftliche Potential dieser Idee wurde jedoch auch von auf Profitmaximierung abzielenden Anbietern erkannt, die den sozialen Hintergedanken unter den Tisch kehren. Heute finden wir deshalb in Entwicklungsländern ein für Außenstehende schwer durchschaubares Nebeneinander an unterschiedlichen Mikrokredit-Anbietern. Mikrokredite bekommt man von NGOs oder von „Dorfbanken“, aber auch von wenig zimperlichen „Kredithaien“. Letztere haben vor einigen Jahren zu traurigen Negativschlagzeilen (zum Beispiel aus Indien über Selbstmorde wegen Überschuldungen) geführt und ließen Kritik an dem „Geschäft mit der Armut“ laut werden.³ Deshalb gilt es heute sehr genau zu unterscheiden, wer die Anbieter der Mikrokredite sind. Neben Pionieren wie der Grameen Bank ist die internationale Genossenschaft Oikocredit einer der Verfechter von sozial motivierten Mikrokrediten.

Fallbeispiel eines „social investors“: die Genossenschaft Oikocredit

Oikocredit bietet als „social investor“ Menschen in Industriestaaten die Möglichkeit einer ethischen Geldanlage. Anleger investieren bereits sehr kleine Summen (ab 200 EUR) und bekommen dafür eine Rendite.⁴ Mit dem investierten Geld finanziert Oikocredit vor allem so genannte Mikrofinanzinstitutionen (z.B. kleine Dorfbanken, NGOs, etc.) in Entwicklungsländern, welche das Geld wiederum in Form von Mikrokrediten an ihre Kreditnehmer weitergeben. Oikocredit stellt sicher, dass die erwähnten Mikrofinanzorganisationen soziale, ethische und ökologische Prinzipien groß schreiben. So muss gewährleistet sein, dass durch die Kreditvergaben Arbeit und Einkommen für benachteiligte Menschen geschaffen werden, dass die Zinshöhe an die Gegebenheiten vor Ort angepasst ist, dass Frauen maßgeblich davon profitieren

oder dass Umweltschutzkriterien und Tierschutz beachtet werden. Um dies zu gewährleisten, arbeitet Oikocredit nur mit handverlesenen Mikrofinanzorganisationen zusammen, auditiert, und begleitet diese laufend und setzt auf Instrumente einer detaillierten sozialen Wirkungsanalyse.

Empowerment durch Mikrokredite?

Empowerment wird hier als Befähigung oder Ermächtigung von Menschen zu eigenverantwortlichem Handeln, zur Teilhabe an gesellschaftlichen Prozessen und sozialen Interaktionen definiert. Können Mikrokredite dies leisten? Die Wirkung des Finanzinstrumentes Mikrokredit hängt von verschiedenen Faktoren ab und deshalb kommen Studien auch zu unterschiedlichen Ergebnissen. Mikrokredite sind sicherlich kein Allheilmittel, mit dem alle Menschen aus der Armut gerettet werden können, aber – mit einem „social business“ Ansatz versehen und von entsprechenden unterstützenden Maßnahmen begleitet – können sie benachteiligte Menschen effektiv darin unterstützen, ihr eigenes Schicksal in die Hand zu nehmen und sich durch eigene Anstrengungen bessere Lebensumstände zu schaffen.⁵ Besonders profitieren Frauen von diesem Finanzierungsvehikel, viele Banken und NGOs vergeben Mikrokredite deshalb sogar exklusiv an Frauen.

¹ C.K. Prahalad, The Fortune at the Bottom of the Pyramid: Eradicating Poverty Through Profits, New York 2004.

² Vijay Govindarajan, Chris Trimble, Reverse Innovation, Harvard 2012.

³ Einer der heute lautstärksten Kritiker ist der deutsche Journalist Gerhard Klas. Gerhard Klas, Die Mikrofinanz-Industrie. Die große Illusion oder das Geschäft mit der Armut. Berlin 2011.

⁴ Rechtlich gesehen sind Investoren Käufer von Genossenschaftsanteilen und sind mit einer Dividende am Unternehmenserfolg beteiligt.

⁵ Es muss jedoch auch betont werden, dass Mikrokredite ohne entsprechende Entwicklungsmaßnahmen zur Förderung der Basisinfrastruktur (zum Beispiel für ein funktionierendes Schulsystem, medizinische Grundversorgung, sauberes Trinkwasser, etc.) ihre Wirkung nur schwer entfalten können.



Foto: Croce & WIR

Mag. Dr. Andreas Gémes MBA, geboren 1981 in Graz, hat Geisteswissenschaften und Betriebswirtschaft in Graz, Paris und Wien studiert. Sein beruflicher Schwerpunkt liegt auf Entrepreneurship, Innovation und Nachhaltigkeit und er arbeitet in einem internationalen Konzern am Aufbau neuer Geschäftsbereiche. Für Oikocredit Österreich ist er ehrenamtlich als Regionalpräsident tätig.

Für eine Hoffnung über Grenzen hinweg

Zu Pfingsten trafen sich ca. 30 Vertreterinnen europäischer Provinzen der Kongregation der Helferinnen in Madrid, um sich mit dem Thema „Migration“ auseinander zu setzen.
Von Sr. Regina Stallbaumer sa



Jeweils für September organisieren die KHG und die Gemeinschaft der Helferinnen in Siebenbürgen, wo sie eine Niederlassung haben, ein „Workcamp“, an dem Studierende teilnehmen.
Foto: KHG

Migration – eine Thematik von hoher Aktualität; eine Thematik, die auch eng mit dem Charisma der Helferinnen verbunden ist und im Leben der Gemeinschaft eine eigene Färbung bekommt.

„Für eine Hoffnung über Grenzen hinweg“ ist ein bedeutender Aspekt, für den die Helferinnen stehen. Diese Grenzen können ganz unterschiedlich aussehen, Grenzen zwischen Jung und Alt, zwischen Arm und Reich, zwischen Leben und Tod, etc. Auch das Überschreiten von Grenzen zwischen Menschen unterschiedlicher Herkunft war den Helferinnen von jeher ein Anliegen. Nur wenige Jahre nach der Gründung der Gemeinschaft in Paris im Jahre 1856 überschritten die Helferinnen die Grenzen des europäischen Kontinents und ließen sich in China nieder. Bald entwickelte sich eine internationale Ordensgemeinschaft, die heute in 25 Ländern auf 4 Kontinenten tätig

ist. Das Zusammenleben und Zusammenarbeiten von Menschen unterschiedlicher Nationalitäten und Kulturen ist nicht immer selbstverständlich.

Die Helferinnen kommen aus sehr verschiedenen Milieus und Ländern. Das Leben in internationalen Gemeinschaften ist für viele zum Alltag geworden. Sie wollen die Unterschiede achten und sich durch das Annehmen der Werte, die die anderen in sich tragen, verwandeln lassen.¹ Das Gehen eines je persönlichen Weges im Miteinander mit Schwestern unterschiedlicher Herkunft stärkt in ihnen eine Sensibilität dafür, an die Verbundenheit aller Menschen untereinander zu glauben und daran zu bauen² – auch über die Grenzen der eigenen Gemeinschaft hinaus. Die Öffnung ihrer Häuser für Menschen mit und ohne Migrationshintergrund, die Entscheidung für Niederlassungen in sozialen Brennpunkten oder gemeinsame

Aktivitäten mit unterschiedlichsten Menschen kann dazu beitragen, Vorurteile und persönliche Hemmschwellen abzubauen und so eine Basis für ein Miteinander auf Augenhöhe zu schaffen.

Konkretes Ordensleben

An die Verbundenheit aller Menschen zu glauben heißt auch, die Würde und Kostbarkeit jedes einzelnen Menschen als Grundlage der Begegnung mit ihnen im Blick zu haben und nicht einen Wertemaßstab ausgehend von Nationalität, Status oder Geschlecht zu Grunde zu legen. Sie wollen die Freuden, Hoffnungen und Sorgen der Menschen, mit denen sie unterwegs sind, teilen.³ Im Blick auf das Thema Migration kann dies z.B. heißen, in der Schubhaftseelsorge in Österreich bei Menschen, deren Hoffnungen zerbrochen sind, da zu sein, mitzutragen, Ohnmacht auszuhalten und durch die schlichte Begegnung mit ihnen sie einen Funken von Angenommen- und Bejaht-Sein spüren zu lassen. An die Verbundenheit aller Menschen zu glauben weckt auch die Frage, von welchen Motiven wir unsere Entscheidungen und Handlungen etwa im Bereich der Asylpolitik leiten lassen. Haben wir erst den eigenen Wohlstand und die eigene Sicherheitspolitik im Blick oder lassen wir auch die Not und das Leid von Flüchtlingen, die um ihr Leben ringen, an uns herankommen? In Sizilien müssen Flüchtlinge, die über das Mittelmeer kommen, oft ein Jahr warten, nur um ihren Asylantrag stellen zu können – eine Situation der Unsicherheit, unter schwierigen Bedingungen. In Zusammenarbeit mit anderen Ordensgemeinschaften sollen nun vor Ort interkongregationale Gemeinschaften entstehen, die sich für einen menschenwürdigeren Umgang mit Flüchtlingen einsetzen.

Helferinnen möchten dazu beitragen, dass zwischen Menschen Beziehungen der Liebe und der gegenseitigen Achtung entstehen, damit der absolute Wert aller Menschen, vor allem der Armen und Geringen, anerkannt werde. In ihren Einsätzen entscheiden sie sich hauptsächlich für jene Menschen, die man vergisst und die in ihrer Menschenwürde verletzt sind.⁴ Eine solche Gruppe von Menschen, deren Rechte mit Füßen getreten werden, sind Opfer von Menschenhandel. In Brüssel und Wien engagieren sich Helferinnen für Frauen, die zur Zwangsprostitution gezwungen werden. Gerade in diesem Bereich, wo die Gesetzeslage noch lückenhaft, die grenzüberschreitende polizeiliche Kooperation noch ausbaubar und die Not der Betroffenen meist versteckt und scheinbar ausweglos erscheint, möchten Helferinnen sich an die Seite derer stellen, die in ihrem Alltag oft erleben müssen vielmehr als Objekt, denn als Mensch behandelt zu werden. Durch die Mitarbeit in einem ordensübergreifend eingerichteten Schutzhaus für Frauen, die aus der Zwangsprostitution aussteigen wollen, schaffen sie eine Grundlage für die betroffenen Frauen, neue Lebensperspektiven entwickeln zu können.

Einsatz für Gerechtigkeit

Eine Auseinandersetzung mit dem Thema Migration kann nicht geschehen ohne auch die Situation in den Herkunftsländern in den Blick zu nehmen. Der Einsatz für Gerechtigkeit, Frieden, Versöhnung und Bewahrung der Schöpfung ist für Helferinnen von grundlegender Bedeutung. Dabei ist das Streben nach Gerechtigkeit zunächst ein ständiges Bemühen und eine Haltung, die ihr Leben und ihre Tätigkeit bestimmt.⁵ Jede Helferin ist herausgefordert, in ihrem Umfeld oft auch in scheinbar banal erscheinenden Alltagssituationen etwas von diesen Werten konkret werden zu lassen. Genauso haben Helferinnen auch die strukturelle Ebene im Blick und bringen in internationalen Netzwerken und Konferenzen ihre Stimme ein. Im Finanzbereich sind ihnen ethische Geldanlagen und die Arbeit im Mikrokreditwesen wichtige Anliegen. Auch der konkrete Einsatz in Entwicklungs- und Schwellenländern trägt dazu bei, die Lebensbedingungen der Menschen vor Ort zu verbessern und somit nicht frei gewählter Migration vorzubeugen. In Ruanda haben Helferinnen im juristischen Bereich etwa nicht nur die Frage nach Täter und Opfer im Blick, sondern versuchen im Gespräch mit den Betroffenen tiefere Wunden aufzuarbeiten und so zur Versöhnung im Land beizutragen. Die Study-Häuser der Helferinnen in Indien geben jungen Frauen vom Land die Möglichkeit in einem geschützten Rahmen in der Stadt zu leben und zu studieren, so überhaupt erst Zugang zu Bildung zu bekommen und eine alternative Lebensperspektive zu der meist vorbestimmten Zukunft als Hausfrau entwickeln zu können.

Die Bemühungen an den einzelnen Orten sind vielfältig und erscheinen oft klein. Und doch kann in diesem internationalen Netzwerk der Ordensgemeinschaft, in Zusammenarbeit mit zahlreichen Menschen, die eine menschenwürdigere Gesellschaft aufbauen, viel Gutes entstehen und dazu beitragen, eine Hoffnung über Grenzen hinweg zu wecken und wach zu halten.

¹ Vgl. Konstitutionen der Helferinnen, Art. 37

^{2,3} Vgl. ebd., Art. 23

⁴ Vgl. ebd., Art. 25 und 29

⁵ Vgl. ebd., Art. 26



Foto: Strobl

Sr. Mag.ª Regina Stallbaumer sa, geboren 1984 in Riedlingen/Süddeutschland. 2005 – 2009 Studium der Sozialen Arbeit in Benediktbeuern mit Zusatzausbildungen in Theologie und Religionspädagogik. Seit 2009 bei der Kongregation der Helferinnen. Seit 2011 Mitarbeiterin in der KHG mit den Zuständigkeitsbereichen Spiritualität und Soziales.

Verdorbene Netzwerke

Vor ein paar Wochen kam ein Freund, ca. 40, vorbei zum Fußball schauen.
Vor kurzem hat er – nennen wir ihn R. – bei einer Firma begonnen,
die bei Fußballspielen für Ordnung sorgt.

Von Jennifer Brunner



Irmgard Schaumberger, Christa Reisen. 2010: Foto: Vrablik

Seine Aufgabe besteht im Wesentlichen darin, Tickets zu kontrollieren und für Ruhe und eine korrekte Abwicklung bei Einlass und Auslass zu sorgen. Der Grund, diese Umstände ausführlich darzustellen, führt zu eben jenem Abend zurück, an dem sich völlig überraschend ein komplexes moralisches Problem ergab. R. war inzwischen in einer Position, in der er die Einteilung anderer MitarbeiterInnen übernehmen sollte.

Diese neuen Kompetenzen waren nun am Tag vor unserem Fußballabend bereits zum Einsatz gekommen. Er schilderte die Situation: Hinter ihm, der die Tickets kontrolliert, stehen immer ein Mann und eine Frau, die jeweils die Personen ihres Geschlechts „perlustrieren“; sprich: Taschen durchsuchen, abtasten etc. Die vielen Gäste begannen also durch R.s Eingang ins Stadion zu drängen. Obwohl R. als relativer Neuling nicht an einem der Haupteingänge stand, lag doch ständig

Konfliktpotential in der Luft. „Von dem dreckigen Neger lass‘ ich mich sicher net anfassen! [...]“ R. erkannte in der Menge ein paar Typen, die ganz offensichtlich etwas gegen den dunkelhäutigen Ordner in der zweiten Reihe hatten.

Nun zum philosophischen Problem: R. reagierte blitzschnell und schickte seinen Kollegen weg – irgendwohin, wo der Schwarze möglichst unsichtbar seiner Ordner Tätigkeit nachgehen könne. Dieser legte sogar Einspruch ein, doch R. war zu keiner Diskussion bereit und beendete seine Erzählung mit den Worten: „So lange ich etwas zu sagen habe, perlustriert der Schwarze bei mir nicht.“ Ich – kurz perplex – holte tief Luft, um mich ordentlich aufzuregen: Ob er es nicht für falsch halte, seinen Kollegen wegzuschicken, weil ein Rassist sich das wünsche? Und ja, das tat R. auch. Er selbst habe nichts gegen den Kollegen, aber – und das sind absolut nachvollziehbare Argumente – warum solle

er, dessen Job es ist, für *Ordnung* zu sorgen, 1. einen Konflikt provozieren, den er so umgehen kann? 2. mit einer Gruppe vielleicht gewaltbereiter Männer anlegen? Und das 3. für 7,00 €/h. Tja.

Ich musste außerdem eingestehen, dass es wohl wenig gebracht hätte, die Polizei hinzuzuziehen, da ich erst wenige Tage zuvor bei einer Gerichtsverhandlung Gasthörerin gewesen war, bei der der Angeklagte – ein Mann aus Costa Rica – im Vorfeld vom Staatsanwalt und im Umkreis mehrerer Polizisten als „Dschungelmensch“ bezeichnet worden war, dem der angeforderte Dolmetscher verwehrt bleiben sollte, da er doch wohl der deutschen Sprache mächtig sein müsste.

Die Beispiele sind nicht endend wollend und Rassistisches findet sich bei den Nachbarn – beim höflichen Smalltalk hat es keine zwei Minuten gedauert, bis das erste Mal von „rumänischen Schweinen“ die Rede war – ebenso wie auf den höheren Ebenen der *ordnenden* Justiz und wird, was uns in den letzten Wochen erneut schmerzlich bewusst werden musste, von einem großen Teil der SteirerInnen mitgetragen. Doch was haben Netzwerke damit zu tun?

Ambivalente Netzwerke

Gefühlt hat der Begriff „Netzwerk“ einen positiven Touch, denn häufig meinen wir damit Kontakte zu anderen. Gemeinsame Interessen und Ziele sind Teil des Konzepts und durch das Zusammentragen von Kompetenzen wird ein Vertreten und Erreichen ebendieser einfacher. Sich verbinden zu etwas gemeinsamen Größerem, um mehr zu bewegen, ist ein demokratisches, vielleicht sogar menschliches Grundbedürfnis. Tatsächlich nimmt die Definition des DUDEN etwas von dieser Romantik, denn was uns auf den ersten Blick als etwas Offenes scheint, wird nun zu einer „Gruppe von Menschen, die durch gemeinsame Ansichten, Interessen o. Ä. miteinander verbunden sind“.¹ Diese Bezeichnung zeigt uns, dass ein Netzwerk durchaus auch etwas Isoliertes meinen kann. Die Antwort auf die Frage, *worin* diese Menschen, die das Netzwerk bilden, gemein sind, bleibt in der Bestimmung ungeklärt. Was daraus folgt, kann ein Netzwerk zumindest auf zwei Ebenen als „verdorben“ ausweisen: Zum einen ein „schädliches Netzwerk“, insofern Interessen vertreten werden, die dem Schaden anderer mindestens ebenso gelten wie dem eigenen Wohl. Beispiele hierfür könnten die Mafia, Terrorgruppen etc. sein.

Zum anderen sind Netzwerke denkbar, denen man nicht entkommt: irgendwie „faule Netzwerke“.

Begrifflich nahe liegen hier wohl Identität, Kultur, Geschlecht etc. Angemerkt sei, dass „nicht entkommen“ nicht hinreichend für das Prädikat „verdorben“ ist; was zählt, ist das Bekenntnis bzw. die Positionierung zu einer Gruppe. Zu welchen Netzwerken wir zählen, liegt oft nicht in den eigenen Händen.

Netzwerk und Identität

Erklärbar sind diese Abgrenzungs- und Ausgrenzungsmechanismen allemal. Denken in Richtung *Kulturelle Alterität/Identität* oder *Ich/das Andere* sind Konzepte, die einschließen, dass Abgrenzung eine notwendige Voraussetzung von Individuation ist. Eine Bestandsaufnahme, die uns irgendwie trostlos zurücklässt mit unseren in Konflikt stehenden Netzwerken, die nebeneinander bestehen: Die Ausländer auf der einen, die Inländer auf der anderen Seite, um zum Ausgangspunkt zurückzukehren.

Der Netzwerkbegriff erlaubt uns aber auch eine andere Perspektive, die sich zumindest auf theoretischer Ebene als Auflösung anbietet: Selbst, wenn sich diese Gruppen in vielen Eigenschaften diametral gegenüberstehen, so gibt es stets auch Eigenschaften, die sich die Mitglieder dieser getrennten Netzwerke teilen. Daraus könnte ein neues Netzwerk entstehen, das Mitglieder beider Ursprungsgruppen verbindet.

Die Auflösung besteht darin, uns gegen „diesen Zwang zur Alles-oder-Nichts-Identität“² zu wehren, der meint, „dass ganze Bevölkerungsgruppen [hier: ganze Netzwerke] von einer einzigen Kultur und einer einzigen Identität ausgehen, derer sich alle einzufügen haben“.³ Auf den Netzwerk-Gedanken umgelegt, heißt das, dass ein Subjekt nie nur zu *einem* Netzwerk zählt. So unwahrscheinlich es scheint, teilen sich doch der Rassist und der dunkelhäutige Ordner sehr wahrscheinlich Eigenschaften, die sie in einem Netzwerk verbinden – hier vielleicht [+Fußballfan]. Das löst nicht den Konflikt, da eine der beschriebenen Parteien die Eigenschaft „Hautfarbe“ höher wertet als die verbindende, doch keimt zumindest Hoffnung auf, wenn am Beginn der Überlegung die Erkenntnis steht, dass Netzwerke bzw. zumindest ihre Mitglieder niemals abgeschlossen sein können. Überlagerungen von Netzwerk zu Netzwerk liegen in der Natur der Sache und für dieses Gemeinsame gilt es Bewusstsein zu schaffen, denn „[d]as identitäre Entweder-Oder trägt auch in seiner harmlosesten Ausprägung den Keim des Krieges in sich“.⁴

¹ www.duden.de/rechtschreibung/Netzwerk#Bedeutung4

² Schenk, Martin: Die Identitätsfalle. In: Megaphon Mai 2015, S. 9.

³ Ebda. / ⁴ Ebda.

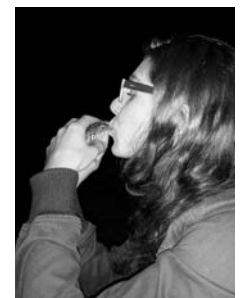


Foto: privat

Jennifer Brunner, MA geboren 1987 in Bruck an der Mur, Studium der Germanistik, Philosophie und Sprachwissenschaft an der Karl-Franzens-Universität Graz. Seit 2012 Redaktionsmitglied bei Denken+Glauben. Seit Herbst 2013 für die Öffentlichkeitsarbeit in der Kath. Hochschulgemeinde Graz verantwortlich. Entdeckt Graz am liebsten laufend.

Mehr *Netz* als *Werk* – Das Studienförderungswerk PRO SCIENTIA

Sehr persönliche Innenansichten eines nicht „verzweckten“ Netzwerks
Von Florian Traussnig



Grazer PRO SCIENTIA Geförderte und Alumni 2015. Foto: Feichtinger

Unfreundliche Zuschreibungen

Das am häufigsten konsultierte Wörterbuch des deutschen Sprachraums definiert die soziale Bedeutung des Worts *Netzwerk* wie folgt: „Eine Gruppe von Menschen, die durch gemeinsame Ansichten, Interessen o. Ä. miteinander verbunden sind“. Eine hilfreiche und sicherlich zutreffende Beschreibung. Was der Duden nicht erwähnt, ist jenes Bündel an – wenig freundlichen – Konnotationen, das mit dem Netzwerk-Begriff in Verbindung gebracht wird. Viele denken beim Wort Netzwerk an Seilschaft, Elitezirkel, Karrieristenverein usw. (Dass das letzte Wort dieser Aufzählung nicht gendergerecht formuliert ist, hat inhaltliche Gründe: so finden sich nicht zuletzt in katholischen Milieus zahlreiche Netzwerke, die von macht- und karrierebewussten Männern dominiert sind). Das aus den Worten Netz und Werk bestehende Kompositum ist schon in semantischer Hinsicht problematisch. Stehen ein von

Menschen gewobenes *Netz* und das Sich Vernetzen für eine positive Aussage – wer vernetzt denkt und handelt, der gilt in der komplexen und pluralistischen Welt des 21. Jahrhunderts als persönlich und gesellschaftlich aufgeschlossen –, so verweist das Wort *Werk* auf den Sinn jeglicher Vernetzung: das Business, das „Werkl“. Wenn man diese nüchtern-pragmatische Lesart konsequent verfolgt, dann ist die Finalität eines Netzwerks nicht das menschliche Netz, sondern das Werk. Letzteres will reibungslos und effizient laufen und das Netz ist ihm ein Mittel zum Zweck. Der persönliche Kontakt innerhalb eines Netzes dient demnach dem beruflichen Erfolg, dem Vermehren von Kapital, von Ansehen. So schmiedet man innerhalb des Netzwerks Karrieren, tauscht Visitenkarten aus und setzt sich bei Charity-Veranstaltungen kameraaffin in Szene. Das Werkl läuft, das Netzwerk wirkt systemaffirmativ. Soweit die kulturpessimistisch-marxistische Deutung.

Inspirierende Menschen

Netzwerke können aber weit mehr sein als ökonomisches Tool oder Machtbörse. Ein feines Beispiel für eine prinzipiell idealistische, nicht durch und durch „verzweckte“ Realisierung des Netzwerk-Konzepts ist das 1966 u.a. vom damaligen Grazer Hochschulseelsorger Egon Kapellari und dem späteren Wissenschaftsminister Hans Tuppy gegründete (und von der Österr. Bischofskonferenz unterstützte) Studienförderungswerk PRO SCIENTIA. Als ehemaliger Geförderter und nunmehr Alumnus von PRO SCIENTIA muss ich an dieser Stelle einräumen, dass die folgenden Zeilen äußerst subjektiv und wohl auch maßlos idealisierend sind. Umso mehr sollen sie aus der Sicht eines direkt Beteiligten veranschaulichen, wie bereichernd es sich anfühlen kann, wenn man Teil eines interdisziplinären Netzwerks ist, das seinen Schwerpunkt zu weiten Teilen auf den ersten Part des oben dargelegten Wortkompositums legt: auf das (menschliche) Netz, auf Interaktion, Freundschaft, Vielfältigkeit und Kontakt mit dem „Anderen“, dem „Unerwarteten“, vielleicht auch Irritierenden. Im „Mission Statement“ präsentiert sich PRO SCIENTIA als Freundschafts- und Wissensnetzwerk, das über Generationen und konfessionelle Grenzen wirkt. Das heißt, wissenschaftlich oder künstlerisch begabte StudentInnen erhalten als Geförderte ein (quantitativ überschaubares) Büchergeld, nehmen an interdisziplinären Vortragsabenden an ihrem Hochschulort teil und treffen sich zu einer einwöchigen Sommerakademie, zu der Geförderte aus ganz Österreich anreisen und sich dabei einer Art *fröhlichen Kasernierung samt Bildungsprogramm* unterziehen. Man will mit diesen und zahlreichen weiteren Aktivitäten Persönlichkeiten fördern, „die kreativ sind, geistige Grenzen überwinden, verantwortungsvoll handeln und eine nachhaltige Zukunft gestalten.“ Im Idealfall erkennt der oder die PRO SCIENTISTiN an einem bestimmten Punkt, dass der immaterielle Wert, den dieses Netz bietet, die materielle Förderung bei weitem übersteigt. Aus der Häufung solcher Idealfälle ist dann in Folge die Alumni-sektion von PRO SCIENTIA entstanden.

Humanismus am Werk

Gerade bei den Alumni, die im Gegensatz zu den Geförderten mitten im Berufsleben stehen, zeigt sich aber auch, dass das Netz mit dem zweiten Teil des Netzwerk-Begriffs, dem Werk, am Ende unauflösbar verbunden ist. Nicht wenige bei PRO SCIENTIA entstandene Freundschaften werden durch die Alumnitätigkeit auch nach der Studienzzeit aufrechterhalten und nicht selten ergeben sich daraus berufliche Kooperationen und Perspektiven. Networking at its best, wenn man so will. Bei PRO SCIENTIA sind daher die freundschaftlich-geistigen Vernetzungen nie ganz vom wissenschaftlichen bzw. beruflichen Wirken zu

trennen. Doch wie gesagt steht das Werk nie über den Persönlichkeiten, die PRO SCIENTIA ausmachen, steht der Leistungs- und Karriereaspekt nie über humanistischen Prinzipien. Obwohl ein gewisser akademischer Erfolg und eine erkennbare Sensibilität gegenüber religiösen Fragen und Spiritualität die Aufnahme bei PRO SCIENTIA bedingen, wird diese Verknüpfung zwischen Netz und Werk weder über Elitendenken noch über katholische Exklusivität hergestellt: Man muss weder extrem erfolgreich noch lupenrein katholisch sein, um Teil des Netzes zu werden. Ist man bereit und fähig, diese „Hürden“ zu überwinden und wird als StipendiatIn aufgenommen, dann wird man Teil einer Gruppe, in der Menschen sich mit offenem Gestus, neugierig und fragend begegnen und dabei nicht nur fachlich kompetent, sondern mitunter auch kindlich-begeisterungsfähig sind.¹ Neben den interessanten Menschen, die einem begegnen, ist auch das örtliche Umfeld anregend. So trifft sich die Grazer Gruppe in den Räumlichkeiten der Katholischen Hochschulgemeinde und des Afro-Asiatischen Instituts. Hier erfüllen junge Menschen aus 35 Nationen ein Studierendenheim mit Leben und die Galerie des Hauses lädt zur aktiven Auseinandersetzung mit der Kunst unserer Zeit ein – PRO SCIENTIA erscheint in einem solchen Kontext nicht nur als interdisziplinärer, sondern auch (inter-)kultureller *Möglichkeitenraum*. Von exklusivem Katholizismus keine Spur.

PRO SCIENTIA bietet begabten jungen Menschen auf ihrem beruflichen bzw. wissenschaftlichen Weg Räume der Offenheit und intellektuell-kreative Freiheiten und eine Vielzahl von nicht durchökonomisierten und durchrationalisierten (aber für die Persönlichkeitsentwicklung lohnenden) geistigen Nebenwegen. Nicht das Werk bedingt das (menschliche) Netz, sondern das Netz bereichert das Werk, macht es erst menschlich und durchdringt es.

¹ Siehe hierzu den Kurzfilm über die PRO SCIENTIA-Sommerakademie 2014 auf www.proscientia.at



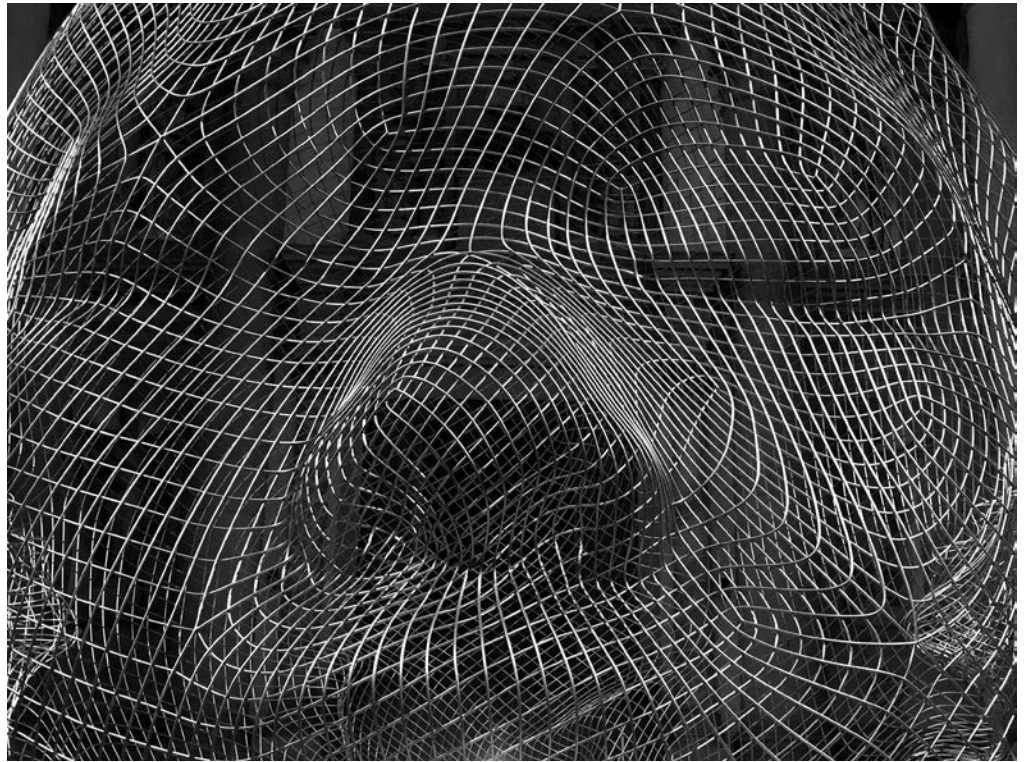
Foto: privat

Dr. phil. Florian Traussnig, geboren 1979 in Klagenfurt. Nach kaufmännischer Lehre und Reifepflicht im zweiten Bildungsweg Lehramtsstudium in Geschichte und Italienisch in Graz, Dissertation über exilösterreichische Beiträge zur US-Propaganda im Zweiten Weltkrieg. Seit 2011 im Umfeld von *Denken+Glauben* und KHG aktiv, aktuell Alumnisprecher von PRO SCIENTIA Graz. Hauptberuflich als Koordinator für zeitgenössische Kunstprojekte für den „Weg2018“ der Diözese Graz-Seckau tätig, nebenbei freier Historiker und Projektmitarbeiter des *Austrian Center for Intelligence, Propaganda and Security Studies* (ACIPSS).

„Niemand geht man so ganz“

Die Bedeutung universitärer Netzwerke im Wandel der Zeit.
Wer in einem Netzwerk ist, kennt Menschen,
die einen fördern, ermutigen und unterstützen.

Von Johanna Weberhofer



Jaume Plensa: Mist (Detail), 2014. Foto: Kölbl

Netzwerke erleichtern auch den Kontakt zu Menschen, die man sonst nicht direkt erreichen kann. Auch wer teilt, baut ein Netzwerk auf. Netzwerke führen zu „Zusammenarbeit, Zusammenarbeit führt zu Kreativität und Innovation – und die verändern die Welt“ (Marissa Mayer, CEO von Yahoo).

Im Idealfall also eine Win-Win Situation für alle Beteiligten: Nur nehmen funktioniert in universitären Netzwerken nicht. Die Erfahrung zeigt, dass aktive Mitgliedschaft der entscheidende Faktor für das Funktionieren von Alumni-Organisationen ist, und immer sein wird. Dieses Sich-Einbringen bedeute nicht nur finanzielle Unterstützung, viel mehr gefragt sind Engagement und neue Ideen, und Alumni für Initiativen zu finden – Stichwort Kreativität und Innovation. Die Universität durch Aktivität im Alumni-Verbund von Innen und Außen zu verändern, macht den Reiz einer Mitgliedschaft aus, und

bildet den Rahmen, in dem neue Ideen und Engagement möglich sind. Geht es doch vor allem darum, Kontakt zu den Kollegen und zur Universität zu halten, Informationen austauschen und Know-How gezielt durch Mentoring weiterzugeben.

Alumni-Clubs

Alumni-Clubs schaffen, wie bereits angesprochen, gute Chancen, Verbesserungen für die Universität zu erwirken. Aber auch die Mitglieder selbst können von den dort geschaffenen und gepflegten Verbindungen profitieren. Und je mehr aktive Mitglieder für den Club begeistert werden können, umso mehr die mit Enthusiasmus und neuen Ideen bereit sind, etwas zu geben. Diese aktiven Alumni sind Multiplikatoren, Imageträger nach Außen, die auf ihre eigene Art individuell die Universität repräsentieren. Und wer ist glaubhafter als Ehemalige?

Die klassische Aufgabe des Alumni-Clubs nach dem Studium ist, die Beziehungspflege zu den Ehemaligen auf eine professionelle Ebene zu stellen. Das dadurch aufgebaute Netzwerk ist klar mit dem Ziel verbunden, später etwas für die Hochschule zurückzubekommen. Auch Fundraising für die Alma Mater spielt eine Rolle, im anglo-amerikanischen Raum im ganz großen Stil, hierzu-lande an deutschsprachigen Universitäten am Rande.

Die Möglichkeiten, ein funktionierendes und attraktives Alumni-Netzwerk aufzubauen, sind vielfältig. Nachdem die Organisationsform festgelegt ist, stellt sich in der Folge die Frage der Zuordnung des Alumni-Verbandes. Die Universität nimmt bereits die Bildungsaufgabe wahr, und sollte daher auch diese Bindungsaufgabe übernehmen. In dynamischen Zeiten mit ständig wechselnden Rahmenbedingungen haben nicht nur die Universitäten selbst ein nachhaltiges Interesse am Aufbau von Alumni-Netzwerken, sondern auch die Absolventen selbst (Mentoring, Aufbau der eigenen Karriere, Austausch unter Gleichgesinnten, ...).

Vor diesem Hintergrund ist es bedeutsam, bereits während der Studienzzeit eine emotionale Bindung zu den zukünftigen Alumni aufzubauen. Umso stärker das Engagement der Absolventen geprägt wird, am besten während der Ausbildungsphase, desto besser kann ein solide aufgestellter Alumni-Verband als Marketing-Instrument eingesetzt werden. Viele anglo-amerikanische Alumni-Vereine organisieren in Kooperation mit lokalen Alumni-Clubs für Städte oder Regionen „Kick-Off“-Veranstaltungen für zukünftige Studierende, um diese optimal für den Start auszurüsten, und erste Gelegenheit zum Erfahrungsaustausch mit Absolventen zu geben.

Vorbilder UK und USA

Für das Alumni-Management – Aufbau, Entwicklung und Evaluierung dieser Verbände – ist es daher höchst empfehlenswert, sich Impulse aus den Strategien der etablierten anglo-amerikanischen Absolventenverbände zu holen. Neben dem Angebot der Ivy League-Universitäten ist es auf lange Sicht ratsam, sich Anregungen auch von den „großen“ britischen Universitäten zu holen. Der hohe Stellenwert von Alumni-Arbeit an diesen Orten, die Qualität und das Niveau des angebotenen Programmes ist im deutschsprachigen Raum noch unerreicht, und auch auf die geringe Internationalisierung der heimischen Bildungseinrichtungen zurückzuführen. Absolventen britischer Universitäten sind in der Regel geographisch sehr mobil, und sind oft bereit, sich im Herkunftsland pro bono für ihre Universität in der Alumni-Arbeit etwas zurückzugeben.

Bei Einführung und Aufbau von Alumni-Verbänden ist weiterhin zu beachten, den gesellschaftlichen Auftrag zu wahren und zu gewährleisten, und auch die hohe Qualität des Studiums in den Vordergrund zu stellen. Britische und

amerikanische Universitäten verweisen daher nicht ohne Grund und mit viel Stolz auf die hohen Rangplätze ihrer Bildungseinrichtung im *Times Higher Education University Ranking* oder dem *QS World University Ranking*. Wichtig ist hier die Einbindung der Absolventenarbeit in das Selbstverständnis der Universität oder der Fakultät (manch ein Absolventenverband ist bewusst thematisch begrenzt), und in die Zielsetzungen des institutionsweiten Marketings. Absolventen, aber auch engagierte Studierende können für sich somit berufliche und private Nutzen schaffen, und die Universität erhält über einzelne Absolventen erleichterten Zugang zu Mitteln, die in einzelne Studiengänge integriert werden können. Dem immateriellen Nutzwert sollte hier die größere Bedeutung zukommen, da nicht angenommen werden kann, dass Alumni größere Summen zweckgebunden zur Verfügung stellen.

Absolventen können von diesen Verbindungen profitieren, in dem ihnen nach dem Studium zu jeder Zeit und – je internationaler die Ausrichtung der Universität – eine grosse Bandbreite an Kontakten für Berufseinstieg oder Weiterentwicklung zur Verfügung steht. Auch die Universitäten profitieren von der Kontaktpflege der Absolventen untereinander. Viele Universitäten vertreten in diesem Zusammenhang die Ansicht, dass Alumni Informationen und Erfahrungen einbringen, im Idealfall auch Projekte in ihrem Berufsumfeld initiieren (Praktika im eigenen Betrieb, Berufstage etc.). Generell gilt hier der Grundsatz „Eine Hand wäscht die andere“ – wer bereit ist zu nehmen und Unterstützung erhalten hat, sollte auch bereit sein, zu geben.

Nachtrag: Der heute vielfach verwendete Begriff *Alumni* leitet sich vom lateinischen „alere“ ab, und bedeutete in seiner ursprünglichen Form „ernähren“. Wer ein Alumnus/eine Alumna ist, wurde also genährt oder unterstützt. Auch kennt die Geschichte den Begriff des „Alumneum“, christliche Lehranstalten, die ihre Zöglinge mit Speisen versorgt hatten.



Foto: Fischer

Johanna Weberhofer, MA, geboren in Graz. Nach Matura am BG GIBS ein Jahr Europäischer Freiwilligendienst in Norwegen. Doppelstudium Arabistik–Internationale Beziehungen in St Andrews/Schottland, und postgraduale Ausbildung an der Diplomatischen Akademie Wien. Nach Stationen im In- und Ausland seit März 2014 an der *Ständigen Vertretung der Schweiz* bei der OSZE und den Vereinten Nationen. Gründung und Leitung des *University of St Andrews Alumni Club Austria*, Mitinitiatorin des *GIBS-Alumninetzwerkes* und derzeit im Vorstand der KHGc.

„Together“ und die „Poesie der Verschiedenheit“

Der katalanische Künstler Jaume Plensa im Gespräch mit Alois Kölbl über seinen Dialog mit einem venezianischen Kirchenraum und Spiritualität in der Kunst.

Am Campus der Frankfurter Goethe-Universität hat Jaume Plensa, einer der international bedeutendsten Bildhauer unserer Zeit, eine acht Meter hohe, kauernde Skulptur aus den Buchstaben acht verschiedener Alphabete geschaffen. Sie trägt den Titel „Body of Knowledge“ und steht nicht nur für Wissen und dessen Vermittlung und Transfer, sondern auch für Weltoffenheit und internationale Vernetzung. Als Kollateral-Ausstellung zur Biennale von Venedig hat der Künstler in diesem Jahr in der Abteikirche San Giorgio erstmals auf einen Sakralraum reagiert. Hochschulseelsorger Alois Kölbl hat mit ihm über das Dialogische in seiner Kunst, Skulptur als Möglichkeit zur Kontemplation und die Transformation religiöser Symbole gesprochen.

Sie arbeiten sehr oft ortsspezifisch, auch im öffentlichen Raum. Hier in Venedig reagieren Sie mit Ihren Skulpturen auf einen sehr speziellen Ort, einen Sakralraum, den Andrea Palladio im 16. Jahrhundert in idealen Proportionen mit Verweischarakter auf kosmische Harmonie konzipiert hat. Wie sehen Sie selbst die Beziehung Ihrer Arbeit zu diesem sakralen Raum.

Danke für Ihre Frage, die sehr wichtig für mein Werk ist. Ich werde viel zu oft einfach nur nach dem umgebenden Raum gefragt und wie ich meine Werke darin platziere. Aber hier geht es natürlich nicht um eine architektonische Hülle. Palladio war sich selbstverständlich der Funktion dieses Raumes bewusst. Er baute eine Kirche und benützte dafür ganz spezifische architektonische Mittel. Mir ging es primär um die Auseinandersetzung mit der Spiritualität dieses Raumes, mit dem, wofür er geschaffen ist, damit wollte ich in Dialog



Jaume Plensa, Laura III
(Installationsansicht San Giorgio, Venedig), 2015. Foto: Wilde



Jaume Plensa, Mist (Installationsansicht San Giorgio, Venedig), 2014. Foto: Wilde

treten. Meinem Werk insgesamt liegt die Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Körper und Seele zugrunde, es geht um unser Innenleben, um die Schönheit, die wir verborgen in uns tragen. Das ist auch der Grund, warum meine Porträts immer die Augen geschlossen haben. Ich zeige die Porträtierten in gewisser Weise im Status von Träumenden. Ich wollte natürlich auch sehr respektvoll mit diesem besonderen Ort umgehen. Ich habe die Porträt-Skulptur hier in der Kirche „Mist“ („Nebel“) genannt, es ist in gewisser Weise ein Körper aus Luft. Es geht mir um die Leere, die nicht blind, sondern erfüllt ist. Das war mein eigentliches Ziel hier als Künstler, diese besondere Leere zu erzeugen und zu gestalten.

Die benediktinische Spiritualität ist sehr eng mit Büchern und Schrift und deren Schönheit verbunden. Hier in der Klosterbibliothek befindet sich eine großartige Sammlung mittelalterlicher Inkunabeln. In Ihren Skulpturen tauchen immer wieder Schriftzeichen auf. Sehen Sie da einen Zusammenhang?

Gerade vorhin habe ich Abt Norbert getroffen. Wir haben im Rahmen der Vorbereitungen und der Konzeptionsarbeit hier vor Ort so viele Gemeinsamkeiten entdeckt, haben uns viel und intensiv ausgetauscht, besonders auch über die Hand unter der Kuppel, die aus Buchstaben verschiedener Alphabete besteht. Die Skulptur zeigt eine Segenshand. Für mich persönlich ist neben dem Kreuz die segnende Hand das stärkste und intensivste Zeichen, das für das Christentum steht. Gleichzeitig ist es aber auch ein Symbol, das das Christentum mit vielen anderen Religionen gemeinsam hat. Es taucht bei indischen Gottheiten genauso auf wie bei Buddha-Statuen und bedeutet dort ja auch eine Art von Kommunikation. Die Hand selbst – deren Geste für sich genommen – ist auch eine Art von Sprache, so etwas wie eine Sprache ohne Worte, eine stille Sprache. Als Abt Norbert die Skulptur gesehen hat, war er begeistert und sagte: „Wow, das ist wunderschön! Diese Skulptur grüßt jeden, von wo auch immer er kommt!“ Genau das wollte ich zum Ausdruck bringen und fühlte mich sehr

bestätigt. Jeder ist willkommen, egal welcher religiösen Tradition oder Glaubensüberzeugung er angehört!

Wir leben in einer Zeit, in der Nationalismus und Konflikte, in denen Religion für politische Zwecke vereinnahmt werden, wieder zunehmen. Könnte man Ihre Intervention in einem Kirchenraum einer Stadt, die über lange Zeit Exponentin eines Kampfes verschiedener Kulturen und religiöser Überzeugungen war und materiellen Profit daraus geschlagen hat, in einem Zusammenhang damit sehen?

Ja, vielleicht. Aber ich bin aber nur ein Bildhauer! Aber oft gelingt es einem aus tiefer Intuition gestalterten Werk doch etwas zu verändern. Es kann zum Schlüssel von Veränderung werden, weil es Menschen innerlich bewegt. Intuition ist zentral für jede künstlerische Gestaltung. Einstein, dessen Denken meine Arbeit sehr beeinflusst hat, schreibt, dass Intuition wichtiger sei als Wissen. Es ist wie ein Funken, der überspringen kann, ohne dass man es erklären müsste.

Verschiedene religiöse Traditionen haben ganz unterschiedliche Kulturen und künstlerische Konzepte hervorgebracht: im Islam ist figurative Darstellung verboten, im Christentum hat erst der Bilderstreit der ersten Jahrhunderte die Möglichkeit einer unglaublich vielfältigen Kunstentfaltung geschaffen. In Ihrer Kunst scheinen sich verschiedene spirituelle Traditionen zu verbinden. Wie sehen Sie das?

Jede Religion schafft sich ihre eigene, spezifische Ästhetik und ihr jeweiliges Symbolsystem, und das beeinflusst natürlich auch die Kunst und die Künstler. Jeder Künstler ist von seinen kulturellen Wurzeln beeinflusst. Ich selbst komme aus dem mediterranen Kulturkreis. Meine ästhetischen Prämissen sind Licht, das Blau des Himmels und des Meeres und diese spezifische Stille, die man dort manchmal erfahren kann. Ich fühle mich in allen Ländern um das Mittelmeer gleich zu Hause, ob in Israel, der Türkei, Ägypten oder Spanien: dasselbe Licht, derselbe Geruch des Meeres, ähnliche Küche usw. Das sind meine Wurzeln und die Quelle aus der ich schöpfe. Natürlich haben mich auch meine Museumsbesuche in meiner Heimatstadt Barcelona beeinflusst. Ich werde es nie vergessen, wie ich seit meiner Kindheit immer wieder fasziniert war von den romanischen Fresken im Katalanischen Nationalmuseum in Barcelona und der Segenshand, die dort sehr oft auftaucht. Unvergesslich hat sich mir vor allem die Hand Gottes in den Fresken aus der Kirche von Taüll, einem kleinen Dorf in den Pyrenäen, eingeprägt. Ich kannte die Bedeutung dieser Hand damals noch nicht, aber das Bild hat mich unmittelbar fasziniert, ergriffen und sich ganz tief eingeprägt. Es ist ganz wunderbar für mich, meine Skulptur hier in San Giorgio genau in das Rund unter dem Kuppeltambour hängen zu können und damit auf gewisse Weise den Gestus dieser romanischen Darstellung und ihre Spiritualität in die Gegenwart zu transformieren. Mir geht es darum den Betrachtern mit meinen Werken so etwas wie einen Spiegel zu bieten, in dem sie sich selbst betrachten und finden können.

Ich will dazu einladen, die Augen zu schließen und sich auf eine Innensicht einzulassen. Jeder von uns trägt doch ganz wunderbare Dinge in sich, die es vielleicht erst zu wahrzunehmen gilt. Ich träume immer davon, dass uns irgendwann nicht mehr der Lärm und die vielen Geräusche um uns herum bestimmen werden, sondern die Stille und die Stimme, die aus uns selber kommt. Für mich ist die Bildhauerei eine wunderbare Möglichkeit um Stille zu erzeugen!

Das Porträt eines jungen Mädchens hier in der Kirche wie auch die Alabaster-Porträts drüben in der Galerie strahlen eine ganz eigene Ruhe aus, eine Art von überirdischer Entrücktheit. Nicht nur weil sie die Augen geschlossen haben und aus einem lichtdurchlässigen Material bestehen ...

Ich mag die Vorstellung, dass das Gesicht ein Porträt der Seele ist. Deswegen kommen in meinen Werken immer wieder Porträts konkreter Menschen vor. Meistens sind es junge Menschen, weil ich Gesichter, die Entwicklung und Übergänge zeigen, besonders interessant finde. Gesichter voller Zukunft! Nuria ist das Portrait der Tochter eines chinesischen Freundes in Barcelona. Sie hat trotz ihrer jungen Jahre schon oft den Wohnort gewechselt und viele Grenzen überwunden. In ihrem Gesicht spiegelt sich diese Geschichte der Diversität. Gleichzeitig geht es mir darum, Konstanten sichtbar zu machen, Wesentliches, das immer gleich bleibt und die Zeiten überdauert. Die Stille und das Bedürfnis nach Stille ist so eine Konstante, die man gerade in Sakralräumen spürt, ob es hier in dieser Kirche von Palladio ist, einer Moschee oder in einem shintoistischen Tempel.

Sie haben einmal von der „Poesie der Verschiedenheit“ in Bezug auf Ihre Kunst gesprochen. Für mich wäre das eine sehr schöne Überschrift um über einige größer werdende gesellschaftliche Probleme unserer Zeit nachzudenken und nach Lösungen zu suchen. Ließen sich auch Ihre Skulpturen hier in San Giorgio unter diesem Blickwinkel verstehen?

Das menschliche Gesicht und Schriftzeichen sind für mich Metaphern für Gemeinschaft, Beziehung und Kommunikation. Man braucht nichts von sich selbst aufzugeben um integraler Teil einer größeren Gemeinschaft sein zu können. Im Gegenteil: je eigenständiger man ist, desto mehr hat man mit anderen auszutauschen und desto reicher und erfüllter wird der Dialog! Uniformität ist doch etwas Schreckliches! Ich liebe das Spezifische, das Besondere, aber nur wenn es im Dialog mit anderen und nicht verschlossen in sich ist. Das ist der Schlüssel für mein ganzes Werk.

Das Interview in voller Länge findet sich in der Zeitschrift „kunst und kirche“ 2 (2015).



Foto: Wilde

Jaume Plensa, geboren 1955 in Barcelona, studierte in Barcelona an der Escola de la Llotja und der Reial Acadèmia Catalana de Belles Arts de Sant Jordi, in England an der Henry Moore Foundation und im Atelier Alexander Calder in Frankreich. Der vielfach ausgezeichnete Bildhauer ist mit einer Kollateral-Ausstellung zur Biennale von Venedig unter dem Titel „Together“ in diesem Jahr in San Giorgio vertreten.

Zwischen Vatikan und Hollywood

Der Künstler und Regisseur Edgar Honetschläger im Gespräch mit Johannes Rauchenberger und Alois Kölbl



Edgar Honetschläger, Colors
(Videostill), 2000. © Honetschläger

In seiner Videotrilogie „Colors“ hat der nach Stationen in New York, Rom, Wien, Brasilia und Tokyo zur Zeit in Los Angeles lebende österreichische Künstler und Filmemacher Edgar Honetschläger vor fünfzehn Jahren nach Selbstdefinition eine „augenzwinkernd-subtile Archäologie eurozentristischer Dogmen“ betrieben, die in den Räumlichkeiten des Grazer Priesterseminars zu sehen war. Zur Zeit arbeitet er an der Fertigstellung eines Filmes, der sich mit der Macht der christlichen Bildwelt und derjenigen Hollywoods im Zeitalter der Globalisierung auseinandersetzt.

Seit mehr als 20 Jahren ist die Auseinandersetzung mit dem Thema „Globalisierung“ eine der Grundkonstanten deines künstlerischen Schaffens. Anfänglich ging es um die Frage von kulturellem Transfer zwischen Japan, wo du lange gelebt hast, und Europa. Seit einigen Jahren arbeitest du nun an einem großen Filmprojekt, das in Kürze fertig gestellt werden soll. Es geht um abendländische Bildkultur ...

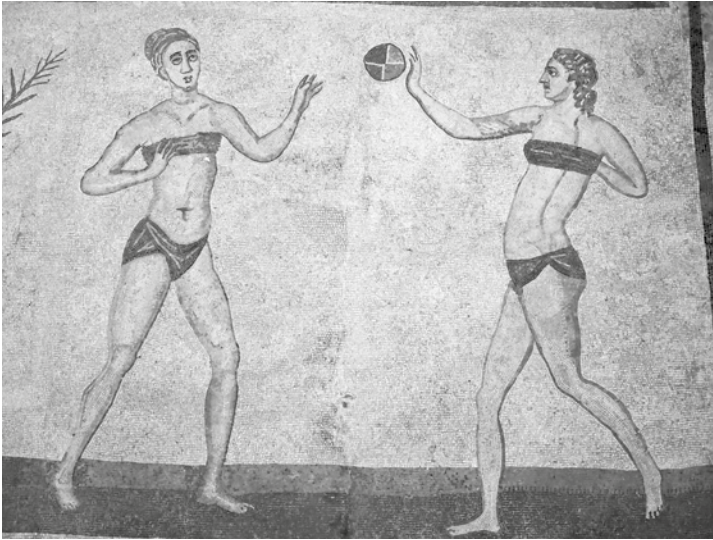
Edgar Honetschläger: Ja, der Auslöser für dieses Projekt war letzten Endes eine Erkenntnis, die auch den gesamten Film auf den Punkt bringt: „Wer die Bilder macht, der hat die Macht.“ Das Christentum, namentlich die Katholische Kirche, hat als einzige monotheistische Religion

das Bild als Zentrum seiner Überzeugungskraft auserkoren, während es in den anderen monotheistischen Religionen – dem Judentum, dem Islam – sogar ein Verbot des Bildes gibt. Das fasziniert mich und interessiert mich als Künstler.

In deinem neuesten Film „Billionaire“ thematisierst du das auf ironische, aber letztlich sehr ernst gemeinte Weise. Da geht es aber auch schlicht und einfach um Macht?

Ja, ich schlage praktisch eine Brücke von Rom und dem Vatikan nach Los Angeles, weil ich glaube, dass die westliche Vorherrschaft im intellektuellen Sinne, also zu oktroyieren, was der Rest der Welt denken

und fühlen soll, mit der Macht dieser Bilder, die wir schaffen, mehr zu tun hat als mit militärischer Stärke. Der Film schlägt eine Brücke vom Vatikan, dem Machtzentrum, von dem aus über Jahrhunderte so etwas wie ein Monopol über die Bilder ausgeübt wurde und Hollywood, das seit einem Jahrhundert den Vatikan in dieser Vormachtstellung beerbt hat. Gleich in einer der ersten Sequenzen des Filmes fällt in einem Dialog zwischen drei Kurienkardinälen der Satz: „Hollywood? Was hat Hollywood mit uns zu tun?“ – Diese wirkmächtige Bildwelt von Hollywood wurde ganz wesentlich von europäischen Emigranten mitbestimmt, die natürlich ihre Geschichten, ihre Vorstellungen von Bildern mitgebracht haben.



Fotos: Honetschläger

Das heißt, du meinst, dass die Bildkultur bzw. die immense Rolle, die die Bilder in der Gegenwart einnehmen, ein Erbe des christlichen Abendlandes ist?

Ja, auch im missionarischen Sinne! Wenn man in einem Teil der Welt aufwächst, in dem das Christentum nicht vorherrscht bzw. nicht vorhanden ist und zum ersten Mal einen Hollywood-Film sieht, muss man wohl sehr verstört sein, denn die Ikonographie ist nicht vertraut. Die Grundlagen des Sehens und Fühlens sind an anderen Orten dieser Erde andere. Unsere Bilder und Geschichten müssen zu Konfrontation mit der eigenen Lebenswelt führen. Da ist Manipulation im Spiel. Diesen quasi-kolonialistischen Überwältigungs-Impetus muss man kritisch sehen, denn die Macht der Bilder lässt wohl keine Möglichkeit für autonome Entscheidungen, weil sie den Betrachter gefangen nimmt und keine Möglichkeit bietet, auf eine Meta-Ebene herauszutreten, denn das

Bild verführt schlichtweg, ob man es will oder nicht!

Zurück zur Geschichte, die dein Film erzählt: Worum geht es eigentlich?

Der Film beginnt im Vatikan mit drei Kardinälen, die die Katholische Kirche, aber eigentlich noch viel mehr die westliche Kultur repräsentieren. Sie versuchen die Macht zu orten, die ihnen die Macht über die Bilder entreißen will, was ihnen aber nicht gelingt. So beschließen sie jemanden zu engagieren, der ihnen helfen kann, diese Macht zu finden und zu vernichten. Und da bietet sich der Teufel an, der schnell auf das Angebot der Kardinäle einsteigt als gefallener Engel den Weg zurück in den Himmel geebnet zu bekommen, wenn er diese Macht, die den Westen gefährdet, entdeckt und vernichtet. Und dann gibt es da ein ganz junges Mädchen, das im Museum des Palazzo Farnese in Caprarola nördlich von Rom als Aufseherin arbeitet.

Sie will aus dieser Welt ausbrechen und wünscht sich die Flucht in ein anderes Leben. Dabei erscheint ihr die USA als das Gelobte Land. Sie träumt den Traum des 20. Jahrhunderts: Sie will berühmt werden und geht deswegen ebenso einen Pakt mit dem Teufel ein, der ihr Berühmtheit verspricht, wenn sie dafür auf die romantische Liebe verzichtet. Dabei geht es mir natürlich um die zweischneidige Hybris „Fame“. Den Wunsch begehrt zu sein, der letztlich dazu führt, dass man Zuwendung nicht mehr erwidern kann, weil man nur mehr um sich selbst zu kreisen beginnt. Das Mädchen beginnt dann auf einer Reise, die durch ein von mir gezeichnetes und gemaltes Amerika führt, fast wie in einem Bildungsroman langsam zu verstehen, dass dieses Ansinnen, von allen geliebt zu werden, in den Abgrund führt, weil sie selbst die Liebe nicht mehr erwidern kann. Dann kommt da noch eine weitere Protagonistin hinzu: Eine shintoistische Göttin, die weder das Prinzip von

Gut und Böse, noch das von romantischer Liebe kennt. Sie kommt nach Rom und ist, wie viele, die aus dem fernöstlichen Kulturkreis kommen, sehr gebildet und bestens über das Christentum und westliche Kultur informiert. Sie ist gekommen um all das in seinen Wurzeln zu ergründen und der Funktionsweise des monotheistischen Denkprinzips auf die Spur zu kommen. Denn sie selbst ist ja eine von Millionen von Göttinnen. Letztlich wird aber auch sie von unseren Vorstellungen von Liebe, von Gut und Böse usw. gefangen genommen und verfällt ihnen.

Du hast gerade ein wichtiges gestalterisches Moment deines Filmes angesprochen: Du lässt die Szenen teilweise vor gezeichneten und gemalten Kulissen spielen. Wie muss man sich das vorstellen?

Nun, der Film hat eine Sieben-Tages-Struktur wie die Genesis der Bibel. Der erste Tag spielt im realen Rom und der letzte Tag spielt im realen Los Angeles. Die fünf Tage der Reise dazwischen – also von von der Ostküste bis zum Ende der kalifornischen Wüste, wo Los Angeles beginnt, – sind ein von mir gezeichnetes und gemaltes Amerika, an dem ich dreieinhalb Jahre gearbeitet habe. So entstehen mit der richtigen Kamera-Einstellung quasi bewegte Bilder: Das vor dieser Leinwand stehende Auto mit den Protagonisten wirkt so, als würde es fahren. Das erste Roadmovie in der Geschichte des Films, das im Studio gedreht wurde. Sobald die Protagonisten aus dem Auto aussteigen oder der Kamerawinkel sich ändert, sieht man auf eine gezeichnete Welt: Tankstelle, Liquor Store, Dinner usw. Der Film ist narrativ und voller Humor. Man soll Schritt für Schritt, ganz selbstverständlich und unbewusst in diese gemalte Welt – in die von Hand gemalten Bilder – hineinkippen.

Du bist einer der wenigen zeitgenössischen Künstler, der die Bilderfrage auf der Folie von Geschichte, zumal von Religionsgeschichte thematisiert. Die gängige These bezüglich der Religion lautet ja, dass sich dieses Thema durch den Prozess der Säkularisierung zu Ende gespielt hat. Du

scheinst das ja ganz anders zu sehen, zwar aus der Distanz und ironisch verpackt, aber doch letztlich mit großem Ernst, wie wir meinen. Wie siehst du das selber?

Ja ... – Ich weiß nicht, ob ich das bestätigen kann, weil ich mich zu wenig damit beschäftige, wer sich sonst noch mit diesen Themen auseinandersetzt. So wie ich mich in Japan über ein Jahrzehnt mit den Grundlagen der Gesellschaft, sprich Shintoismus, Buddhismus und Konfuzianismus auseinandergesetzt habe, so meine ich auf der Bildgeschichte unsere christlichen Prägung aufbauen zu müssen, um die Gegenwart zu erforschen. Zur Zeit arbeite ich auch an einem Filmprojekt, bei dem es um den großen Paradigmenwechsel zur Zeit Konstantin des Großen im 4. Jahrhundert nach Christus geht, des ersten römischen Kaisers der Christ wurde. Das war nicht nur ein Schock für die Aristokratie in Rom, die das Christentum damals als nur dem Pöbel zugehörig betrachtete, sondern brachte auch einen tiefgreifenden Wechsel des gesamten Bilderkanons. Ich betrachte diese Übergangszeit, in der die christliche Traditionen im Römischen Reich bestimmend zu werden begannen unter der Perspektive einer künstlerischen Gestaltung, in der quasi subversiv andere Paradigmen hochgehalten und die herrschend zu werdenden Codes unterlaufen werden. Der Film zeigt Bilder des berühmten Mosaikbodens der Villa del Casale im sizilianischen Piazza Armerina. Mich interessiert, dass Populonium, der vermeintliche Besitzer der Villa, anscheinend verzweifelt nach Künstlern gesucht hat, die stilistisch anders arbeiteten als es im Römischen Reich damals üblich war. In Nordafrika hat er sie dann anscheinend gefunden. Sie stellten für den exzentrischen Populonium die alten Gottheiten und das profane Leben dar. Mich interessiert die subversive Unterwanderung der Vereinheitlichung des künstlerischen Kanons zur Zeit Kaiser Konstantins, also an einer Epochenschwelle.

Du bist aber Künstler und kein Historiker. Was interessiert dich heute, fast 2000 Jahre später an dieser Konstellation? Warum holst du sie in die Gegenwart?

Ich denke, dass die Analogien ganz evident sind: Im Römischen Reich, also einer quasi weltumspannenden Kultur, haben alle Künstler an einem Strang gezogen, um die Nobilität in Rom zu bedienen. In ähnlicher Weise müssen sich heute Künstler – egal welcher Herkunft und weltanschaulichen oder religiösen Überzeugung – einem Kanon, unseren westlichen Kunst- und Bildvorstellungen und den damit verknüpften Theorien beugen. Sonst haben sie keine Chance wahrgenommen zu werden! Darüber hinaus interessiert mich auch der Zusammenhang zwischen dem Versiegen der Quelle der Sklaverei und dem gesellschaftlichem Verfall. Mit dem immer stärkeren Auseinanderdriften der Gesellschaft in extrem Reiche und Arme – damals wie heute – geht auch die Gefahr gesellschaftlichen Totalverfalls einher, zumal auch eines Verfalls der Kultur. Es muss einfach Sorge getragen werden für alle. Es muss mehr Gerechtigkeit und Ausgleich geben!

Das Interview in voller Länge findet sich in der Zeitschrift „kunst und kirche“ 2 (2015).

Edgar Honetschlägers in der QL-Galerie gezeigter Film „Filosofiana“ ist Teil der Ausstellung „Reliqte, Reloaded“ im „steirischen herbst“. Eröffnung: DI 29. SEP 15:00, Mariahilferplatz 3

Am MO 28. SEP, findet im Quartier Leech, Leechgasse 24, im Rahmen des „steirischen herbst“ um 19:00 Uhr ein Künstlergespräch mit Edgar Honetschläger statt.



Foto: Rauchenberger

Edgar Honetschläger, geboren 1967 in Linz, lebte u. a. in Brasilien, Italien, Japan und den USA. Werke des bildenden Künstlers, Drehbuchautors und Filmemachers wurden u. a. bei der Berlinale, der Diagonale („Omsch“, 2014), dem Internationalen Filmfestival in Rotterdam und der Viennale gezeigt. 2009 erhielt er den Kulturpreis des Landes Oberösterreich.

Garten als Ort der Gemeinschaft?

Garten ist im Moment in aller Munde und auch in der jüngeren Generation wieder modern. Viele möchten ihr eigenes (meist biologisches) Gemüse anbauen und damit zurück zu Natur und zu einem gesünderen Leben.

Von Gudrun Rausch



Vor vier Jahren wurde in Grundstücken bei der Grazer Universitätskirche Maria am Leech von Studierenden das Projekt „Allmende Leech“ initiiert. Nach dem mittelalterlichen Allmende-Prinzip [jede(r) darf säen und pflanzen, jede(r) darf ernten] ist rund um das Projekt eine engagierte und für NeueinsteigerInnen immer offene „Urban-Gardening“-Community gewachsen. Foto: Kölbl

Der Trend von Ernteanteilsnehmern, Agrargenossenschaften und Gemeinschaftsgärten schwappte in den letzten Jahren vor allem aus dem angloamerikanischen Raum zu uns über. Mittlerweile ist daraus eine große Bewegung geworden, die auch in Graz zahlreichen Zuspruch findet. Gerade Gemeinschaftsgärten stehen bereits seit einigen Jahren hoch im Kurs. Gründe, dass ein Gemeinschaftsgarten zustande kommt, gibt es viele: brache Flächen im Stadtgebiet, die genutzt werden sollten, auf nicht genutztem Stadeligentum und auf privaten Flächen. So gibt es zum Beispiel den „Generationen-Mitmach-Garten“ von Lieselotte Stauber, die ihren privaten Hausgarten nicht mehr alleine versorgen kann, aber verhindern wollte, dass das Grundstück verkauft oder verbaut wird. Oder auch die Initiative „Mutter Erde“, bei der finanziell und sozial Bedürftige gemeinsam mit Gärtnerin Anneliese Scherz auf der Röhre des Plabutsch-Tunnels garteln.

Der Stadt Graz sind Gemeinschaftsgärten ein Anliegen und so gewährt sie Grazerinnen und Grazern, die innerhalb des Stadtgebietes einen Gemeinschaftsgarten betreiben, unter bestimmten Voraussetzungen einen Zuschuss für die Anschaffung von dem dort verwendeten Gartenmaterial sowie für die Pachtkosten.

Urbane Fläche

Die Stadt Graz versteht folgendes unter einem Gemeinschaftsgarten: Ein Gemeinschaftsgarten ist eine (urbane) Fläche, die von mehreren Haushalten gemeinschaftlich und ehrenamtlich genutzt und bewirtschaftet wird. Diese Fläche sollte vorrangig als Gemüsenutzgarten bewirtschaftet werden und sie muss zumindest teilweise zeitlich beziehungsweise räumlich begrenzt der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Die Nutzung des Gartens umfasst auch gemeinschaftliche Aktivitäten wie interkulturelles

Lernen, Förderung des (generationenübergreifenden) Gemeinschaftslebens, umweltpädagogische Aktionen sowie Nutzung von Brachflächen. Besitzverhältnisse der einzelnen Gärtner bestehen hier allerdings nicht.¹

Der Ökohof ist einer der 10 Gemeinschaftsgärten in Graz und befindet sich auf einem – von der Stadt Graz günstig zur Verfügung gestellten – Grundstück in Mariagrün. Der Pachtvertrag wird jedes Jahr um ein weiteres verlängert. 1984 wurde hier der Gemeinschaftsgarten mit 15 Parzellen eröffnet. Mittlerweile hat sich das Projekt bedeutend weiterentwickelt, sodass heute etwa 100 Personen garteln und ihrem städtischen Leben entfliehen.

Auch der Verein Omega – Transkulturelles Zentrum für psychische und physische Gesundheit und Integration – bekommt hier jedes Jahr ein paar Gärten zur Verfügung gestellt, die diesbezügliche Nachfrage ist allerdings leider nicht sehr groß. Die Parzellen des Vereins liegen zwischen denen der zahlenden Mitglieder des Ökohofes, damit es auch wirklich zu einem Austausch und zu Kommunikation kommt und nicht jeder unter sich bleibt.

Regina Huemer, seit 7 Jahren Obfrau des Ökohof Graz, Verein für naturnahen Gartenbau, ist Gründungsmitglied des Vereins und Biologin, und meint über die Zusammensetzung ihre Mitglieder: „Wie haben alle möglichen Nationalitäten hier. In Bezug auf Generationen sind von Studenten bis zur 80-jährigen Pensionistin alles vertreten... Vor allem wenn man Kinder hat, dann wird das ganz wichtig, dass man einen Platz hat, wo man sein eigenes Gemüse ziehen und den Kindern zeigen kann, wie was wächst.“ Am Ökohof wird auch stets ein Beet von einer Klasse der nahen Volksschule Mariagrün betreut.

Ruhe und Natur

Aber Gemeinschaftsgärten darf man sich nicht unbedingt als große glückliche Gemeinschaft vorstellen, die alle Tätigkeiten im Garten gemeinsam erledigen. Die meisten Gemeinschaftsgärten sind in Parzellen, die durchschnittlich unter 100 m² groß sind, aufgeteilt, die jeder getrennt von den anderen bewirtschaftet. Selbstverständlich bietet der Gemeinschaftsgarten gerade für Familien oder schlicht für Parzellennachbarn die Möglichkeit Netzwerke zu bilden. Besonders ist hier, dass man auch einfach mal den Nachbarn fragen kann, warum bei ihm die Tomaten so gut wachsen oder was für einen biologischen Dünger er verwendet. Gerade in Bezug auf die gemeinsame Nutzung aller Mitglieder „Ich hab den Eindruck, dass viele den Garten am Ökohof auch nutzen, um irgendwo in Ruhe zu sein und die Natur genießen zu können.“

Der Ökohof in Mariagrün hat jedes Jahr eine Warteliste mit Menschen, die gerne ein Stück Land bewirtschaften würden. Aufgrund der hohen Nachfrage müssen immer wieder Interessenten abgewiesen werden. Das ist einer

der Gründe, warum Graz grüner werden sollte und mehr Gemeinschaftsgärten entstehen müssen.

Im Ökohof Mariagrün kostet ein Stück Garten 80€ Mitgliedsbeitrag pro Jahr plus 0,50€ pro m². Das macht durchschnittlich 100 bis 110€ pro Jahr. Dieser Betrag kann jedoch zu einem Stundensatz von 7,50€ bei Tätigkeiten auf den „öffentlichen“ Flächen des Vereins zurückverdient werden. Dies wird wenig genutzt, ermöglicht aber jedem unabhängig von Einkommen und sozialer Schicht ein kleines Stück Land im Grünen nutzen zu können.

Eine der Vereinsmitglieder, die selbst einen Garten im Ökohof bewirtschaftet, begründet ihre Motivation dazu folgendermaßen: „Ich bin hier, weil ich ja selber keinen Garten habe, aber immer einen Garten haben wollte. Und hier habe ich die Möglichkeit, fast wie in meinem eigenen zu agieren.“

Zusätzlich bietet der Verein Ökohof sowohl für seine Mitglieder, als auch für Außenstehende zahlreiche Workshops rund um das Thema Garten an. So findet jedes Jahr ein Baumschneidekurs statt, dieses Jahr gab es bereits Seminare zur Herstellung von Naturkosmetik. Die Ernte wird zum Teil sogar direkt am Ökohof weiterverarbeitet, so werden zum Beispiel die Äpfel – meist gemeinsam mit einer Schulklasse – händisch und biologisch direkt vor Ort gepresst. Diese Kurse sind sehr beliebt und ein gutes Mittel um auch mal mit den Gärtnern anderer Parzellen ins Gespräch zu kommen.

Alles in Allem sind Gemeinschaftsgärten eine tolle Institution für Menschen, die über keinen eigenen Garten verfügen, aber trotzdem gerne garteln und selbst Obst, Gemüse oder Blumen anbauen. Gerade die Gemeinschaft ermöglicht es, sich über Generationsgrenzen und kulturelle Schranken hinweg auszutauschen und zusammenzuarbeiten. Das Konzept Gemeinschaftsgarten ist allerdings nur durch die aufwendige, ehrenamtliche Tätigkeit einiger Idealisten und Gartenfreunde realisierbar, möge es mehr von ihnen geben!

¹ Vgl.: <http://www.umwelt.graz.at/cms/ziel/4919611/DE/>



Foto: OpernFoto

Gudrun Rausch, geb. 1989 in Graz, studierte Geschichte und schließt momentan ihr Studium in Religionswissenschaften ab. Mitarbeiterin am Institut für Fundamentaltheologie.

Franziskus unser

Seit zweieinhalb Jahren ist Papst Franziskus im Amt und hat seither viele neue dynamische Impulse für Kirche und Welt gesetzt. **Peter Rosegger sprach mit Andrea Stift** über ihr kürzlich herausgegebenes Buch „Franziskus unser. Literarische Positionen zum Papst“ (Leykam 2015)



Jaume Plensa, Together
(Installation in San Giorgio Venedig), 2014. Foto: Wilde

Warum hast Du ein Buch über den Papst herausgegeben?

Weil dieser Papst mich anspricht. Ich bin selbst nicht religiös, aber er hat mich von vornherein sehr beeindruckt. Schon als er sich zum ersten Mal auf dem Petersplatz gezeigt hat wusste man, das ist ein unkonventioneller Papst. Ich finde auch sehr gut, was er über Wirtschaft und Umweltschutz sagt. Dann wollte ich sehen, was

andere SchriftstellerInnen über ihn denken. Viele Texte in dem Buch sind sehr kritisch, andere sehr wohlwollend dem Papst gegenüber.

Nach welchen Kriterien hast Du die SchriftstellerInnen ausgewählt?

Ich habe mir überlegt, wer sich wirklich ernsthaft mit dem Thema beschäftigen wird. Was und wie geschrieben wird, war

freigestellt. Nur das Thema „Papst“ war der Rahmen. Es war auch nicht auf Papst Franziskus begrenzt. Dieses Vertrauen wurde belohnt. Ich bin mit dem Ergebnis sehr zufrieden, weil das Buch sehr vielfältig ist.

Aber auch wenn man sich kritisch mit dem Papst auseinandersetzt, ist man schließlich in einem Buch über ihn zu finden. Wie wurde das diskutiert?

Einige haben mich natürlich gefragt, warum ich das tue. Ich habe dann gesagt, der Papst kann und soll ja auch Leute interessieren, die nicht katholisch sind. Mit jemandem, der so viel Einfluss hat, soll man sich auseinandersetzen.

Du als Schriftstellerin „arbeitest“ sehr mit dem Wort. Wie empfindest Du die Spontaneität des Papstes in seinem gesprochenen Wort?

Grundsätzlich finde ich es sehr sympathisch, dass er sich nicht in ein Korsett zwängen lässt. Er ist dadurch sicher kritisierbarer, aber wer ist das nicht?

Viele Menschen besonders auch aus dem Kunst- und Kulturbereich setzen sich mit Papst Franziskus auseinander, weil er kantig und unkonventionell ist. Können KünstlerInnen jetzt sagen: „Wir sind Papst?“

Im Buch steht sicher nicht „Wir sind Papst“. Aber von mir kann ich vielleicht sagen, ich bin ein bisschen Papst. Sonst hätte ich dieses Buch nicht herausgegeben. Man tut das ja nicht leichtfertig und ich habe meine Herangehensweise in meinem Text beschrieben. Vielleicht schicke ich dem Papst ja sogar das Buch!

Kommt das Thema Religion in der Literatur wieder stärker vor oder war es vielleicht auch nie weg?

Diese Frage beschäftigt mich sehr. Zwi-schendurch habe ich befürchtet, dass der katholische Glaube von islamophoben Kräften vereinnahmt werden könnte. Ich glaube aber nicht, dass das eingetroffen ist. Ob Religion stärker thematisiert wird, ist schwer zu sagen. Der Papst erregt sicher viel Aufmerksamkeit. Ich finde es auch gut, wenn Religion in der Gesellschaft eine moralische Stimme ist und wenn der Katholizismus nicht etwas ist, was man lächerlich macht oder abtut. Man ist aber jedenfalls kein/e ExotIn, wenn man sich als Kulturschaffende/r mit Religion beschäftigt. Viele Menschen befassen sich sozusagen auch auf Umwegen mit dem Glauben.

Hat die Arbeit an dem Buch Deine Beziehung zur Religion verändert?

Nein, hat sie nicht, obwohl mich das Thema, wie gesagt, sehr beschäftigt. Ein wenig beneide ich Menschen, die gläubig sind. Für mich ist auf jeden Fall sehr beeindruckend, wie der Papst wichtige Positionen auf eine Art vertritt, die ich annehmen kann. Man kann ja auch christlich sein, ohne ChristIn zu sein.

Wie geht das?

Besonders im Mitmenschlichen. Mich hat der Besuch des Papstes in Lampedusa zum Beispiel sehr beeindruckt. Das war etwas, was viele Politiker schon längst hätten tun sollen.

Wie wird der Papst die Kirche verändern?

Ich hoffe, dass dieser „Change“, der jetzt in der Luft liegt, einiges verändert. Das hoffe ich auch vom neuen steirischen Bischof, der ähnliches vermittelt. Es würde mich sehr freuen, wenn es zu einem Nachdenkprozess auch bei jenen in der Kirche kommt, denen der Papst zu schaffen macht.

Glaubst Du, dass der „Change“ ergebnislos versickert?

Das glaube ich nicht. Der Papst ist sicher sehr spontan, was auch menschlich ist. Ich glaube jedenfalls, dass er dauerhafte Veränderungen bewirken kann.

Vielen Menschen, die dem Christentum fernstehen, ist gleichzeitig die mystische Dimension des Papstamtes sehr wichtig. Papst Franziskus ist aber auch bekannt dafür, manches auf seinen eigentlichen Grund hin zu entmystifizieren. Siehst Du das als einen Verlust an?

Wahrscheinlich hätte er mich nicht angesprochen, wenn er nicht selbst so menschlich und so nahe bei den Menschen wäre. Das betrifft auch die Art und Weise, wie er sein Amt ausübt. Das Christentum hat ja auch damit begonnen, dass Jesus Menschen berührt hat – wörtlich und im übertragenen Sinn.



Franziskus unser.
Literarische Positionen zum Papst.
Leykam 2015.
ISBN: 978-3-7011-7902-2

In dem von Andrea Stift herausgegebenen Buch „Franziskus unser“ setzen sich zahlreiche SchriftstellerInnen mit Person und Botschaft des Papstes teils kritisch oder optimistisch aber jedenfalls unkonventionell auseinander.



Foto: Schandor

Mag.ª Andrea Stift, geboren 1976 in Spielfeld, studierte Germanistik und Sprachwissenschaft. Sie lebt als freie Schriftstellerin in Graz. 2009–2012 Redaktionsmitglied der Grazer Literaturzeitschrift manuskripte. Sie erhielt zahlreiche Auszeichnungen, u. a. 2013 den Rotahorn-Literaturpreis. Ihre jüngste Veröffentlichung ist die Erzählung „Auf Watte“ (Leykam 2014).

Maximale Distanz.

Markus Gabriel über den Sinn von Religion.
2014 ist Markus Gabriel mit seinem Buch *Warum es die Welt nicht gibt* ein Bestseller gelungen.

Von Peter Gaitsch

Er philosophiert darin in lockerer, aber doch genauer Art buchstäblich über Gott und die Welt. In den Medien wurde vor allem über seine titelgebende These diskutiert: „Die Welt gibt es nicht.“ Weniger bekannt ist, dass Gabriel auch der Religion ein Kapitel widmet und ihr eine wichtige Rolle in unserem Weltverhältnis zuweist.

Gewöhnlich stellen wir uns die Welt wie ein riesiges Behältnis vor, in dem alles, was es noch so gibt, seinen Platz findet. Die Welt wäre dann eine Art „Supergegenstand“, der existieren muss, damit alles andere in ihm existieren kann. In seinem Buch zeigt nun Gabriel, dass diese Sicht nicht sinnvoll ist. Die Welt ist für uns immer *mehr* als bloß ein Gegenstand. Sie ist ein letzter *Horizont*, den ich niemals zu fassen kriege, auch wenn gerade er mir den Blick für all das, was innerhalb des Horizontes erscheint, eröffnet. Die Welt gibt es daher eben so wenig wie es den Horizont gegenständlich gibt.

Wie Gabriel ausführt, hat dieser Gedanke erstaunliche Konsequenzen. Wenn es „die“ Welt nicht gibt, dann ist der Existenzbereich viel offener und vielfältiger als wir vermuten. Statt der einen Welt gibt es viele verschiedene „Sinnfelder“. Alles, was in einem Sinnfeld erscheint, existiert. Dazu gehören nicht nur materielle Gegenstände, wie sie im naturwissenschaftlichen Sinnfeld erscheinen, sondern genauso auch die Erscheinungen der Alltagswelt, des Geistes, der Phantasie, der Kunst, usw. Genau genommen gibt es also viel mehr als wir gewöhnlich glauben. Nicht umsonst ist Gabriel mit seinem Buch zu einem Gründer des so genannten „Neuen Realismus“ geworden. Der Neue Realismus wendet sich gegen die postmoderne Position, dass alle unsere vielfältigen Wirklichkeiten nur blasse soziale „Konstrukte“ sind.

Viele halten auch die Religion für ein kaum mehr ernstzunehmendes soziales Konstrukt. Nicht so Markus Gabriel. Zu den unverzichtbaren Sinnfeldern gehört auch die Religion. Er kritisiert zwar auch eine Art von Religion, die zum Fetischismus wird, indem sie die „Vorstellung von einem allumfassenden, alles beherrschenden und ordnenden Weltprinzip“ mit sich bringt. Aber die Pointe Gabriels ist, dass auch das naturwissenschaftliche Weltbild ein solches Weltprinzip zu haben glaubt und daher auch eine solche „schlechte Religion“ ist. *Jedes* geschlossene Weltbild ist zu verwerfen, weil es die Welt als existierend voraussetzt.

Was hingegen echte Religion leistet, ist, uns eine „Haltung maximaler Offenheit“ zu ermöglichen, die unseren natürlichen Abschließungstendenzen Widerstand leistet. Gabriel bezieht sich hier auf die *Reden über die Religion* (1799) von Friedrich Schleiermacher, der Religion als „Sinn und Geschmack fürs Unendliche“ definiert. Wenn man sich mit dem Wort „Gott“ auf das Unendliche bezieht, dann bedeutet das nach Gabriel *nicht*, ein alles erklärendes und alles legitimierendes Weltprinzip zur Verfügung zu haben, sondern es bedeutet im Gegenteil die Möglichkeit, gegenüber allen weltlichen scheinbaren Selbstverständlichkeiten eine belebende kritische Distanz einzunehmen. „Gott“ ist daher kein welterklärender Supergegenstand, sondern „die Erfahrung maximaler Distanz“, die uns zu immer weiter gehender, niemals zur Ruhe kommenden Sinnsuche befähigt: „Jeder Versuch, diese Suche durch eine einfache Antwort [durch einen Fetisch] abzubrechen, ist eine Form des Aberglaubens und des Selbstbetrugs. [...] Man könnte leicht provokativ sogar sagen, dass der Sinn der Religion die Einsicht ist, dass es Gott nicht gibt, dass Gott kein Objekt oder Supergegenstand ist, der den Sinn unseres Lebens garantiert.“



Foto: privat

Dr. Peter Gaitsch, geboren 1978 in Dornbirn, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Philosophie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der KFU Graz. Er hat kürzlich ein Buch zu Eric Weils Logik der Philosophie veröffentlicht und forscht derzeit insbesondere im Bereich der Philosophie der Biologie und der Religionsphilosophie.

Nächstenliebe als gelebte Solidarität

Auch die Liebe zum Nächsten kann ein Herzensanliegen sein. Wie weit kann und soll aber diese Nächstenliebe gehen?

Von Stefanie Schwarzl

Neben all den persönlichen Sehnsüchten und Wünschen, die als Antworten auf die Frage nach den Herzensanliegen erfolgen mögen, erinnert das „Jahr der Liebe“ auch daran, Gott und den Nächsten zu lieben. Den Nächsten, wie sich selbst zu lieben (vgl. Mt 22,39), heißt, sich dem Schicksal eines anderen Menschen anzunehmen. Es bedeutet, sich für jemanden einzusetzen, sich für andere stark zu machen, solidarisch zu sein, so wie es Jesus Christus auf unüberbietbare Weise für die gesamte Menschheit am Kreuz war. Solidarität meint damit ein Eintreten für andere. Diese anderen können etwa gegenwärtig jene tausende Flüchtlinge sein, die nach Europa wollen, und deren Schicksal wohl kaum ein Wegsehen erlaubt. Auch Papst Franziskus zeigt sich vom schrecklichen Ausmaß der Katastrophe zu tiefst betroffen. Er fordert zur Solidarität mit den Flüchtlingen auf, zu einer Gastfreundschaft, die entgegen einer unberührten Gleichgültigkeit steht.

Solidarität mit den Flüchtlingen bedeutet in erster Linie Solidarität mit den Armen. Dazu hat Papst Franziskus bereits bei seinem feierlichen Amtsantritt in Rom aufgerufen. Seine Aufgabe versteht er darin, sich der „gesamten Menschheit anzunehmen, besonders der Ärmsten, der Schwächsten, der Geringsten.“ (19. März 2013) Damit hat er nicht nur sein Pontifikat unter einen besonderen Auftrag gestellt, sondern auch die gesamte Christenheit in die Verpflichtung genommen sich der Solidarität mit den Armen zu besinnen. Ein Herzensanliegen, zu dessen gelebter Umsetzung sich ein Teil der Kirche bereits fünfzig Jahre davor berufen weiß, als sich am 16. November des Jahres 1965 – kurz vor dem Abschluss des Zweiten Vatikanischen Konzils – 40 Bischöfe zur Option für die Armen verpflichteten und gemeinsam den Katakombenpakt unterzeichneten. Sie und 500 weitere Bischöfe, die sich später dem Pakt anschließen, wollen ein Leben abseits von Reichtum und gesellschaftlichem Ansehen führen und sich ganz dem Dienst an der Kirche und den Menschen widmen. Sie verpflichteten sich auf eine gelebte Solidarität mit den Armen und



Konzilsteilnehmer mit Fernglas. Foto: KNA

veranschaulichen diese als ein Herzensanliegen, für das sie brennen. Der Verzicht auf nahezu alles führt den Ernst dieser gelebten Solidarität, und dieser eindrücklichen Form der Nächstenliebe vor Augen.

Die Bischöfe stehen damit ganz im Zeichen der Nachfolge Jesu. Gelebte Solidarität in der Nachfolge Jesu muss zwar nicht zwingend in der Abkehr materieller Güter münden, wohl aber sind das damalige Vorhaben der Bischöfe und das Pontifikat Papst Franziskus Zeichen einer Kirche, die nicht wegsehen will, sondern auf die Menschen zugehen will und mit ihnen solidarisch sein möchte.

Zu handeln, wie es der barmherzige Samariter getan hat (vgl. Lk 10,25-37), der nicht wie der Priester oder der Levit am ausgeraubten und schwerverletzten Mann vorbeigeht, sondern sich ihm zuwendet, ist ein beständiger Aufruf an die Menschen das Gebot der Nächstenliebe zu leben. Für den barmherzigen Samariter war der Mann, dem er auf dem Weg nach Jericho begegnete, ein Fremder, ein Ausgegrenzter, ein Armer. Jesus nimmt mit diesem Beispiel zur Nächstenliebe die Menschen in die Pflicht, er appelliert an die Liebe zum Menschen. Solidarität wird damit zu einem Herzensanliegen, für das es sich zu brennen lohnt.

Der Blick in die Mitte des 20. Jahrhunderts zu den Bischöfen des Katakombenpakts erlaubt darüber nachzudenken, wie weit gelebte Solidarität im Sinne eines wahren Herzensanliegens gehen kann. Letztlich bleiben alle Christgläubigen dazu aufgerufen, sich den Ärmsten und Schwächsten der Gesellschaft anzunehmen, und darin Zeugnis für die Liebe Gottes zu geben.



Foto: privat

Mag.^a Stefanie Schwarzl, geboren 1985 in Graz, Studium der Theologie in Graz. Universitätsassistentin und Dissertantin am Institut für Dogmatik der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Graz.

Leinen los!

Helden leben ohne Fangnetz. Das ist zwar unvernünftig, aber es schürt unsere Sehnsüchte.

Von Harald Koberg

Angenommen der Krieg wäre aus und die Welt wieder ein bisschen in Ordnung und Rambo, Mad Max und all die anderen Ikonen des heroischen Kampfes müssten sich neu orientieren, zur Ruhe kommen, einen Job finden. Sie hätten es nicht einfach in der modernen Arbeitswelt und scheitern würden sie wohl letztendlich an den Soft Skills: zu einem harmonischen Team-Prozess beitragen, mit kleinen Komplimenten die Stimmung in der Abteilung auflockern, den Rüffel vom Chef schlucken und weitermachen – das alles klingt nicht nach den Helden der offenen Landstraße, des Dschungels oder der Postapokalypse. Die hauen auf den Tisch, retten das Mädchen und ziehen letztendlich alleine weiter.

Zu einem großen Teil liegt es freilich an der Logik moderner Heldenepen, dass die Bösen immer auch die Netzwerker sind. Es braucht die Heerscharen an Schergen, um den Helden abendfüllend zu beschäftigen und es braucht die mächtigen Verbündeten, um die jeweiligen bösen Pläne auch zu einer globalen Bedrohung aufbauschen zu können – immer öfter mit der wenig überraschenden Wendung, dass letztendlich auch diese Verbündeten über den Tisch gezogen werden. Aber die – wenn auch destruktiv genutzte – soziale Kompetenz der Bösen erklärt noch nicht, warum es den Helden so häufig an Geduld, Einfühlungsvermögen und vor allem an Bindungsfähigkeit mangelt.

Als Beispiel bietet sich ein Blick auf „Mad Max: Fury Road“ an. Der gute Max ist zugegebenermaßen eine Anhäufung von Klischees, aber die ersten drei Teile der Serie waren eben auch Vorbild für vieles, was danach gekommen ist. Und im vierten Teil übernehmen dann überraschend die Frauen das Ruder und sind den Männern – vor allem aufgrund ihrer Fähigkeit rücksichtsvoll zusammenzuarbeiten – letzten Endes überlegen. Soft Skills eben, gegen die sich Max so vehement verwehrt, die ihn aber durchaus zu beeindrucken scheinen; zumindest in ausreichendem Ausmaß, um den Damen – wenn auch nur als gleichwertiger Partner und nicht als strahlender Held – zur Seite zu stehen. Erst in letzter Instanz, als dem Bedürfnis nach



Rambo II – Der Auftrag. Anabasis N. V. 1985.

einem Happy End schon genüge getan wurde, zieht er dann doch noch die Reißleine und verlässt das neu aufgebaute soziale Gefüge. Wortlos natürlich. „Ich bin halt so“, hätte er wahrscheinlich gesagt.

Individualismus um jeden Preis. Das scheint das Credo zu sein, nach dem Helden leben – allein bleiben, auch wenn es keinen Sinn macht; hart sein, auch wenn es nicht gefordert ist. Ein Sehnsuchtsbild für eine Gesellschaft, in der Anpassungs- und Kompromissfähigkeit Karrieren machen und in der man es sich selten leisten kann, auf den Tisch zu hauen, obwohl wir uns immer gerne einreden, irrsinnig individuell zu sein. Die typischen Heldenfiguren verkörpern selten unsere Werte. Dazu sind sie zu grobschlächtig und dazu suchen wir zu sehr nach Ruhe und der Geborgenheit in einer Gruppe. Vielmehr stehen sie für unsere Sehnsüchte, für die Personen, die wir manchmal gerne wären, einen Augenblick lang, wohl wissend, dass das Unsinn ist. Ihnen platzt einfach einmal der Kragen und sie verhöhnen ihre Widersacher, selbst wenn sie an einen Sessel gebunden auf die Folter warten. Und letztendlich kappen sie jedes Mal wieder alle Leinen, wenn sich die Geschichte zum Guten wendet. Weil irgendwo ein größeres Abenteuer wartet oder einfach, weil sie halt so sind.



Foto: KK

Mag. Harald Koberg, geboren 1984 in Graz, studierte Philosophie und Volkskunde und Kultur-anthropologie an der Karl-Franzens-Universität Graz und arbeitet als Medienpädagog, Öffentlichkeitsreferent und Karate-Trainer.



Franz Grabner (r.) baute Brücken zwischen Film und Religion. Im Bild mit Prof. Gerhard Larcher. Foto: Kanizaj

FRANZ GRABNER ZUM GEDENKEN

„Angesichts der Frage nach dem ‚Wie und wovon wir morgen leben werden‘ bleibt ein Zweifaches bestehen: das wachsam geöffnete Auge für das Konkrete der Zeit; und das Relativierende des Evangeliums, unsere Sorgen vor einem weiteren Horizont zu sehen. Genau diese Spannung ist für mich das Moment der Hoffnung.“ Vor fast dreißig Jahren hat Franz Grabner vor einem Diözesanrat der Katholischen Aktion in der Steiermark diese zugleich nüchterne und doch auf Hoffnung hin offene Perspektive gelegt. Mit noch nicht 60 Jahren hat sich nun sein Lebensweg vollendet.

Über den Medienfachmann, Ausnahmejournalisten, Cineasten, Lehrbeauftragten, Wahrheitssucher und Freund Franz Grabner, einen stillen Großen, der sich nie in den Vordergrund gedrängt hat, ist, seit uns die Nachricht von seinem Tod erreicht hat, viel gesagt und geschrieben worden. Auch die katholische Kirche in der Steiermark ist ihm zu großem Dank verpflichtet.

Der Grazer Hochschuleseelsorger Dr. Egon Kapellari hat Franz Grabner, den aus dem Burgenland stammenden

Theologiestudenten, in das Studentenheim der Katholischen Hochschulgemeinde aufgenommen. In diesem Milieu hat Grabner seine Begabungen entfalten und fruchtbar machen können. Ich selbst habe ihn gegen Ende seines Studiums, das er mit einer Magisterarbeit bei Prof. Harnoncourt über den zeitgenössischen Kirchenbau abgeschlossen hat, kennengelernt. Er war ein engagierter zunächst ehrenamtlicher Mitarbeiter in der Hochschulgemeinde und hat in ihr sein Pastoralpraktikum geleistet. Wir waren froh, ihn als Pastoralassistenten und dann als Bildungsreferenten gewinnen zu können.

Hochschulgemeinden werden zumeist mit ihren Studentenfarrern identifiziert: „Die KHG unter Strobl, Reichenpfader, Zauner, Kapellari ...“ De facto war und ist vieles aber nur möglich, weil es Personen – um nur ein paar Namen herauszugreifen – wie Harry Baloch, Franz Grabner oder Sr. Claudia Valk gegeben hat und gibt, die Ideen, Impulse, Motivation, Provokation, Begegnung und Begleitung tagtäglich bringen und leisten. Franz Grabner hat Jahre hindurch für viele Studierende und unsere Hochschulgemeinde gerade das verkörpert. Als Pastoralassistent war er Kolleginnen

und Kollegen ein den Glauben erschließender Zeuge des Evangeliums. Viele Themen und Anliegen der Hochschulgemeinde in den 1980er-Jahren gingen auf ihn zurück: besonders die Begegnung mit der zeitgenössischen Kunst in Architektur, Literatur, bildender Kunst, in der Musik. Der Einsatz der Grazer KHG für die Erneuerung der großen Orgel in St. Anna in Warschau war von seinem Mitdenken getragen.

Franz Grabner hat 1982 die Zeitschrift der Grazer KHG „Denken & Glauben“ mitbegründet und bis zur 50. Nummer im Jahr 1991 redigiert: er war Kollege und Animator für eine Reihe von Journalisten, die in diesem Medium ihre ersten Schritte in der schreibenden Zunft machen konnten. In der 50. Ausgabe habe ich – ein Wort von Bischof Stecher aufgreifend – sein „Ringen und Suchen nach Sprache“ thematisiert: „Das Formulieren gleicht kaum dem Laufen auf einer blühenden Wiese, sondern verlangt vorsichtige Schritte wie auf einem verminten Feld. Vielleicht ist in dieser Hinsicht Franz Grabners Herkunft aus Eberau – direkt an einem lange Jahre hindurch verminten Grenzstreifen – hilfreich gewesen, Klarheit der Aussage und Sicherheit der Bewegung vereinen zu können.“

Ein besonderes Kapitel in seinem Leben und damit zunächst auch in der Hochschulgemeinde wäre zu betiteln mit „Franz Grabner und der Film“ – ein Interesse, das ihn auch international bekannt gemacht hat. Vielen Studierenden und auch der Diözese haben seine Initiativen – er war z.B. Initiator der Grazer Filmgespräche – und sein Wissen eine Öffnung für diese Bildsprache eröffnet.

Was die Kirche ihm zu verdanken hat, kann nur erahnt werden: Als Religionsjournalist war es ihm ein Anliegen, aus dem innerkirchlichen Kreisen um sich selbst und die ewig gleichen Themen auszuscheren und auch säkulare Zeitgenossen zu erreichen und anzusprechen. Mit der von ihm substantiell mitentwickelten Sendereihe „kreuz und quer“ ist er – nicht immer zur unmittelbaren Freude mancher Kirchenvertreter – für eine Dialogkultur eingetreten, für die das Zweite Vatikanum

steht. Wenn sein Name im Nachspann seiner vielen TV-Sendungen lesbar war, konnten manche heimliche Gefühle des Stolzes nicht unterdrücken: er hat auch uns die Augen geöffnet.
Danke, Franz!

Heinrich Schnuderl

STERNWALLFAHRT

Das Bild vom wandernden Volk Gottes prägt das Verständnis der Gemeinschaft der Katholiken. Auf unserem irdischen Pilgerweg machte sich die KHJ auf den Weg nach Admont – im Rahmen der alljährlich stattfindenden Sternwallfahrt. Aus ganz Österreich (Wien, Linz, Salzburg, Graz, Leoben) brachen wir in Gruppen – teils zu Fuß, teils am Rad – zu einer mehrtägigen Wanderung auf.

Auf bewährte Weise, und weil Leoben auf der Wegstrecke liegt, schlossen sich auch heuer wieder die KHJ Leoben und KHJ Graz zu einer gemeinsamen Gruppe zusammen. Begleitet wurden wir vom geistlichen Begleiter der KHJ Graz/Leoben, unserem wander-, pilger- und klettererprobten Bergfex P. Albert Holzknicht SJ. Mit ihm erreichten wir sicher und schnell unsere Tagesziele – und neben dem Speck am Jausenbrettl wurden wir in den Morgenbeten bzw. der Abendmesse auch geistlich gestärkt. An Christi Himmelfahrt starteten



Foto: KHJ

wir frühmorgens in Graz. Mit der Eisenbahn ging es über Leoben nach Eisenerz. Ab da marschierten wir fleißig drauf los, über Radmer, Johnsbach, die Flitzenalm und durch die Kaiserau. Das letzte Stück führte

sogar durch das sogenannte „Paradies“. Müde, erschöpft aber glücklich erreichten wir das Benediktinerstift Admont. Ein herzliches Vergelt's Gott dürfen wir sagen für die erfahrene Gastlichkeit diese Ortes.

Andreas Schönhart

BOB – UNSER ZIVI DES JAHRES!

Kaum zu glauben, dass die neun Monate vorbei sein sollen. Gerne würden wir dich bei uns behalten, lieber Bob, denn du bist



Bob ist immer aktiv. Hier bei der Brandschutzübung 2015. Foto: KHG

uns nicht nur ans Herz gewachsenen mit deiner offenen, liebenswürdigen Art und deinem Humor, sondern hast uns in diesem Jahr tatkräftig unterstützt.

Bob Vrablik war bei Dienstantritt nicht mehr ganz grün hinter den Ohren: Mit einem Führerschein, seinen 28 Jahren und einem Bachelorabschluss in Architektur in der Tasche haben wir einen Kollegen bekommen, der nicht nur Podeste auf- und abbaut und Sachen von A nach B schleppt, sondern einen, der auch selbst kritisch hinterfragt und eigene Ideen entwickeln kann. Die ansonsten manchmal auftauchende Umgewöhnungsphase wurde dem Team außerdem erleichtert, da Bob zumindest äußerlich eine auffallende Ähnlichkeit mit seinem Vorgänger aufwies. En detail lässt sich kaum erfassen, womit Bob der KHG seinen Dienst erwiesen hat, doch werden der von ihm geleitete Fotoworkshop ebenso unvergessen bleiben wie seine Fähigkeiten in sämtlichen Computerprogrammen – welche der KHG zwischenzeitlich nicht nur zwei Grafiker ersetzt, sondern

auch endlich ordentliche Pläne der Häuser beschert haben. Außerdem fürchtet Bob sich inzwischen schon fast gar nicht mehr alleine im Büro.

Wir danken dir von ganzem Herzen, werden dich schmerzlichst vermissen und erwarten, dass du hin und wieder auf ein Kaffeeschi vorbei schaut! Wir wünschen dir auf deinem weiteren Lebensweg alles Gute, eine schöne Zeit mit deiner Freundin in der neuen Wohnung, viel Erfolg mit der Weiterführung deines Studiums und hoffen, dass die Monate in der KHG auch für dich eine Bereicherung waren!

Jennifer Brunner

„ÜBER DAS MEER“

Eindringlich und bedrückend erzählte Wolfgang Bauer am 7. Mai auf der Grazer Murinsel von seinem Buch „Über das Meer“. Neben der Installation „Sperrwerk“ von Erwin Posarnig berichtete der deutsche Journalist der Wochenzeitung „Die Zeit“ von der erschütternden Reise über das Mittelmeer, die er nie wieder vergessen werde, und die er gemeinsam mit dem Fotografen Stanislav Krupar unternahm. „Wir entschieden uns zu erzählen, dass ich mich unglücklich verliebt hätte, dass daraus eine Familienfehde entstanden sei und ich daher aus dem Kaukasus fliehen musste. Den Fotografen habe ich als meinen Cousin ausgegeben.“ Von Ägypten aus versuchten sie schließlich vergeblich, gemeinsam mit syrischen Flüchtlingen per Boot nach Europa zu gelangen.

Wolfgang Bauer besuchte Graz auf Einladung des Afro-Asiatischen Instituts und der Kath. Hochschulgemeinde. Claudia Unger, die Leiterin des Afro-Asiatischen



Foto: Pinaeva

Instituts, wies in ihrer Begrüßung darauf hin, dass Ort und Datum bewusst gewählt worden seien, um auf die Diskrepanz zwischen dem bedrängend aktuellen Thema und dem humanistischen Hintergrund des Europatages am 9. Mai hinzuweisen: „Heute steht eine besonders problematische Grenze im Mittelpunkt. Das Mittelmeer – eigentlich ein Ort der kulturellen Vielfalt und ein zentraler Punkt der europäischen Kultur – ist mittlerweile für sehr viele Menschen ein gefährlicher und auch tödlicher Ort geworden.“

Auf dem Weg zur Murinsel gestaltete Virginia Argarate „Messages in the bottle“, die das Schicksal von Flüchtlingen besonders drastisch zum Ausdruck brachten.

Peter Rosegger

„GEISTERSTUNDE“

Ausgehend von seinem jüngsten Buch „Geisterstunde: Die Praxis der Unbildung“ sprach Prof. Konrad Paul Liessmann am 19. Mai über Chancen und Herausforderungen



Foto: Schellander

für die Zukunft der Bildung. „Den Titel ‚Geisterstunde‘ habe ich gewählt, weil er eine Assoziation mit dem Wort ‚Schulstunde‘ und mit dem berühmten Roman ‚Deutschstunde‘ ist.“ Die zentrale Assoziation sei für ihn aber die durch seine zumal administrative Universitätstätigkeit mitgeprägte Meinung, dass viele Begriffe, Reformen und Konzepte der jüngeren Zeit im Bildungsbereich gespensterhafte Züge tragen würden. „Nicht nur weil es mitunter wirkliche Geisterbahnfahrten von einer Sitzung zu anderen gibt, wo etwas am einen Tag als essenziell und am anderen Tag als Makulatur

bezeichnet wird. Reformen tauchen auf, werden durchgesetzt und sind am nächsten Tag wieder verschwunden. Es kann aber kein Aufatmen geben, denn die nächste Reform lauert schon im Hintergrund.“ Im Diskurs mit dem Moderator Dekan Reinhold Esterbauer und dem engagierten Publikum sprach er im übervollen Vortragssaal der Kath. Hochschulgemeinde auch über seine pointierten Thesen zu generellen Fragen von Bildung, Erziehung und Schule von der Antike bis heute und über aktuelle

ist, teilgenommen. Die hochkarätige Jury, bestehend aus Nadine Beiler, Leo Aberer und Herwig Rüdissler von OPUS, krönten gemeinsam mit dem lautesten Publikumsapplaus INGANZO, eine rwandesi-sche Musik- und Tanzgruppe, zum Sieger! Neben Sachpreisen winkt den Gewinnern nun ein Folgeauftritt bei der Langen Nacht der Kirchen am 29. Mai um 22 Uhr im Priesterseminar! Den zweiten Platz belegten die rockigen DAYZ GONE BY, die Bronzemedaille ging an JIZZ'N'JAZZ,



Foto: Vrablik

Reformvorschläge. Dabei erinnerte er auch an die Herleitung des Wortes „Schule“ vom altgriechischen Wort für „Muße“ und an die Bedeutung einer adäquaten Balance von Wissen und Können.

Konrad Paul Liessmann besuchte Graz auf Einladung der Kath. Hochschulgemeinde und des Instituts für Philosophie an der Kath.-Theol. Fakultät.

Peter Rosegger

ZWISCHEN ROCK UND REGEN

Trotz zweier ordentlicher Regenschauer wurde das Quartier Leech am 20. Mai ordentlich gerockt. 13 Bands haben am interkulturellen und interreligiösen Bandwettbewerb „Bruck'n bau'n“, dessen Titel an das diesjährige Motto des Eurovision-Songcontests „Building bridges“ angelehnt

die mit einer Neuinterpretation von „Aber bitte mit Sahne“ punkten konnten.

Für viele Besuchende war die Showeinlage von Hochschuleelsorger Alois Kölbl und dem Team der KHG ein besonderes Highlight: Von Kopf bis Fuß in Weiß gekleidet, gaben sie Nicoles Welthit „Ein bisschen Frieden“ zum Besten. Obwohl der Spaß dabei nicht zu kurz kommen sollte, stand hinter diesem Auftritt wie hinter der gesamten Veranstaltung die wichtige Botschaft für Dialog und Austausch zwischen Kulturen und Religionen – „Bruck'n bau'n“ hat dazu ein kleines Stück beigetragen.

Die Veranstaltung war eine Kooperation von KHG, Junger Kirche, Stadtkirche Graz und AAI unterstützt aus dem Innovationstopf der Diözese und durch den Integrationsbeauftragten Erich Hohl.

Jennifer Brunner



Foto: Eder

OSTERN IM HEILIGEN LAND

„God’s showing off – how do I deserve this grace?“ hatte es jemand von unserer Gruppe kurz vor Beginn einer hl. Messe so treffend formuliert. Und wenn man zurück blickt auf diese Karwoche- auf 10 Tage im Heiligen Land- dann kann man nicht anders, als sich diese Frage zu stellen, denn das Herz ist uns zwanzig Studenten und jungen Erwachsenen, die sich gemeinsam mit Pater Martin Rauch auf den Weg gemacht haben, Ostern in der Wüste zu feiern, an jedem einzelnen Tag übergequollen vor Dankbarkeit über diese unfassbar wunderschönen und einmaligen Ereignisse, über Abenteuerlichkeit und zugleich Einkehr, über Herzlichkeit und Freundschaften, die so unvergleichlich sind, weil man nicht nur miteinander im Morgengrauen auf den Berg der Verklärung geklettert war, um Gott lobpreisend den Sonnenaufgang über dem See Genezareth zu sehen, nicht nur, weil man miteinander ins arabisch-orientalische Getümmel Jerusalems eingetaucht und mitten in der Nacht den Kreuzweg auf der Via Dolorosa gegangen war, sondern auch und vor allem- weil man von Gründonnerstag an bis zur Auferstehung gemeinsam durch die Wüste gewandert war, in der Jesus 40 Tage

gefastet hatte, weil man weiter weg von Alltag und Normalität nicht hätte sein können, wenn man gemeinsam Ostern feiern darf, als wäre es das aller erste Mal und wir die Jünger, die sich – nach seinem schmerzlichen Tod- über Jesu Auferstehung freuen dürfen wie noch nie. How do we deserve this grace? Ganz einfach- weil wir geliebte Kinder Gottes sind.

Marie-Elisabeth Seyrl

VERLETZLICHE PSYCHE

Unter dem Titel „Depression, manisch-depressives Kranksein und Burn-out: eine Modeerscheinung?“ sprach Priv.-Doz. in Dr.ⁱⁿ Eva Reininghaus am 21. Mai im vollbesetzten KHG-Vortragssaal.



Foto: Pinaeva

Die Leiterin der Spezialambulanz für Patient/innen mit bipolar affektiver Erkrankung an der Medizinischen Universität Graz gab einen Überblick über verschiedene Krankheitsbilder, über die Geschichte des Umgangs damit und über Methoden der Therapie heute. Dabei sprach sie besonders auch über die verschiedenen Faktoren, die zu einer Erkrankung führen könnten. „Die persönliche Verletzlichkeit setzt sich zusammen aus der genetischen Veranlagung, aus Persönlichkeitsfaktoren, aus Umwelteinflüssen, wie z. B. Stress, und irgendwann kann es dann zu einer psychischen Erkrankung kommen.“ Ähnlich wie bei einer Waage gäbe es auch eine gewisse Anzahl an Ressourcen einerseits und eine gewisse Anzahl an Stressfaktoren andererseits und je nach der Summe könne die Waage auf die eine oder in die andere Seite kippen.

Eva Reininghaus referierte auf Einladung von Kath. Hochschulgemeinde und Forum Glaube-Wissenschaft-Kunst.

Peter Rosegger

SCHLUSSGOTTESDIENST

„Wenn es dunkel um uns ist, dann kann es auch sein, dass wir näher bei Gott dran sind als in Zeiten, in denen alles paletti ist oder zu sein scheint.“ Unter



Foto: Vrabilic

dem Zeichen der Spannung von Hell und Dunkel stand der Schlussgottesdienst des akademischen Jahres am 21.6. im Grazer Dom, den der eben geweihte Bischof Dr. Krautwaschl feierte. Dunkel, aufgrund eines Ereignisses, dass „mitten in der

Stadt, mitten im Alltag [...] das Leben vieler Menschen nachhaltig beeinflusst. Hell, da sich viele zusammengefunden haben, um an die Opfer dieser Katastrophe zu denken und so auch Liebe „in konkreten Taten“ erlebbar zu machen, wie Bischof Krautwaschl in seiner Predigt betonte – Taten, wie sie auch das AAI und die KHG in ihrem Bestreben „Flüchtlingen und Asylwerbern Heimat anzubieten“ zu setzen versucht, wofür sich Bischof Krautwaschl herzlich bedankte.

Danke sei an dieser Stelle auch an alle gesagt, die diesen Gottesdienst mitgestaltet, insbesondere Rahela Duric, die den „Holy Spirit Gospel Chor“ sieben Jahre ehrenamtlich geleitet hat.

Anton Tauschmann

KHG-COMMUNITYFAHRT

ins Museum Liaunig in Neuhaus/Suha SA 24. OKT

Unsere traditionelle KHG-Community-Fahrt führt uns diesmal zum umgebauten und erweiterten Museum Liaunig in Kärnten, das eine der bedeutendsten privaten Kunstsammlungen Österreichs in einer spektakulären zeitgenössischen Architektur beherbergt. Erfreulicherweise können wir dabei auch mit der Familie Liaunig persönlich über ihre



Museum Liaunig Neuhaus/Suha. Foto: KK

Sammlertätigkeit und ihre Liebe zur Kunst ins Gespräch kommen.

Für Studierende gibt es wie immer Dank der Unterstützung von KHG-Community Sonderkonditionen!

Anmeldung im KHG-Sekretariat:
khg@khg-graz.at / (0316) 32 26 28

COME TOGETHER

Von 16.– 18. OKT heißt es wieder „Come together“, dieses Mal in der Niklasdorf-Hütte in Tragöss. Wenn du Lust hast, zu wandern, kochen, singen – kurz gesagt: zwei Tage lang Spaß zu haben und neue Leute kennenzulernen, dann melde dich bei P. Albert Holz knecht oder Anton Tauschmann. Wir freuen uns auf euch!

tauschmann@khg-graz.at

LITURGISCHER WOCHENPLAN

für die Vorlesungszeit

- SO** 19:30 **Universitätsmesse in der Leechkirche, Zinzendorfsgasse**
- SO** 11:30 **Messe im Grazer Dom, Burggasse**
- SO** 11:00 **Messe in der Pfarrkirche St. Leonhard, Leonhardplatz**
- SO** 18:15 **Messe in der Stadtpfarrkirche, Herrngasse**
- MO – FR** 12:00 **„Break4Prayer“, Hauskapelle, Leechgasse 24/II**
- MO** 7:10 **Messe in der Kapelle im Studierendenheim Untere Schönbrunnsgasse, Haus Nr. 7 – 11**
- DI** 7:10 **Messe im Studierendenheim Elisabethstraße, Haus Nr. 93**
- MI** 18:00 **Gottesdienst laut Aushang in der Leechkirche, Zinzendorfsgasse oder in der Hauskapelle des Priesterseminars, Bürgergasse 2**
- DO** 7:15 **Messe in der Hauskapelle, Leechgasse 24/II mit anschl. gemeinsamen Frühstück**
- FR** 7:15 **Messe in der Kapelle des John Ogilvie Hauses, Zinzendorfsgasse 3**

KATHOLISCHE 
KIRCHE STEIERMARK

Wir bitten Sie um die Unterstützung unserer Arbeit mittels beigelegtem Erlagschein. Herzlichen Dank!
Katholische Hochschulgemeinde Graz
Stmk. Bank u. Sparkassen AG
Kto-Nr: 03300 700543
BLZ: 20815
IBAN: AT312081503300700543
BIC: STSPAT2G
Verwendungszweck:
DENKEN+GLAUBEN/440020/42/913

Impressum

DENKEN+GLAUBEN
Zeitschrift der Katholischen Hochschul-
gemeinde für die Grazer Universitäten und
Hochschulen

Chefredaktion:
Mag. Peter Rosegger

Redaktion:
Jennifer Brunner, MA
Mag. Martin Gsellmann
Mag. Harald Koberg
Mag.ª Martina Linzer
Dr. Florian Mittl
Mag.ª Gudrun Pichler
Bernadette Prassl
Mag.ª Helga Rachtl
Günter Schuchloutz
Dr. Florian Traussnig

Medieninhaber und Herausgeber:
Katholische Hochschulgemeinde Graz
MMag. Alois Kölbl, Leechgasse 24, 8010 Graz
Tel. 0316/32 26 28
<http://www.khg-graz.at>

Layout und Satz:
Wolfgang Rappel

Druck:
Universitätsdruckerei Klampfer,
St. Ruprecht an der Raab

Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht die Meinung der Redaktion bzw. des Herausgebers wiedergeben.

Soweit es möglich war, hat die Redaktion die ©-Fragen zu den Fotos geklärt. Nicht erwähnte InhaberInnen von Bildrechten werden gebeten, sich unter rosegger@khg-graz.at zu melden.

Abo-Bestellung: rosegger@khg-graz.at

Cover:
Jaume Plensa, Lou, Olivia, Duna, Sanna II, Laura III
(Installationsansicht San Giorgio, Venedig), 2015.
Foto: Wilde

MEIN ABO:

+ Kleine Zeitung E-Paper

das heißt:

- die **Kleine Zeitung digital**
- für **5 Leser** gleichzeitig
- auf **allen Endgeräten**
- immer und überall

+ Sa/So: **Printausgabe** inkl. Hauszustellung

+ iPad

z.B. **iPad Mini 3 16 GB**
um einmalige € 49,-



Laura Kalcher, 32
Nicht-Abonnentin



25,90 €
im Monat *

**Kleine Abo + iPad
zum Sensationspreis**

Bestellung unter kleinezeitung.at/ipad

Mindestbezugsdauer 24 Monate. Einmalige Zuzahlung abhängig vom gewählten Endgerät. Das Endgerät wird eingeschrieben per Post verschickt. Pro Person nur eine Bestellung. Mindestalter 18 Jahre. Angebot gültig bis auf Widerruf und nur im Inland. Alle Details zum Angebot sowie die AGB finden Sie auf www.kleinezeitung.at/ipad.

**KLEINE
ZEITUNG**
www.kleinezeitung.at

FR
11SO
13**KHG-FAHRT ZUR BIENNALE VON VENEDIG**

Leitung: **HS Alois Kölbl** und **Roman Grabner** (Universalmuseum Joanneum)
Anmeldung: khg@khg-graz.at, 0316/322628

SO
2019:30 **ERSTE UNIVERSITÄTSMESSE NACH DER SOMMERPAUSE**

Leechkirche, Zinzendorfsgasse, 8010

SA
2615:00 **ERÖFFNUNG DER AUSSTELLUNG „RELIQTE, RELOADED“**

Zur Hinterlassenschaft von christlichen Bildwelten heute. Im Rahmen des steirischen Herbstes 2015.
Kulturzentrum bei den Minoriten, Mariahilferplatz 3, 8020
In Kooperation mit dem Kulturzentrum bei den Minoriten

MO
2819:00 **KÜNSTLERGESPRÄCH MIT EDGAR HONETSCHLÄGER**

im Rahmen des „steirischen Herbstes“
QL, Leechgasse 24, 8010

DI
2919:00 **TAIZÉ-GE BET**

weitere Termine: 27. OKT, 24. NOV
Stiegenkirche, Sporgasse 23a

AB FR
914:00–16:00 **SOZIALPROJEKT KAINBACH**

Jeden Freitag besuchen wir Männer und Frauen mit schwerer geistiger und körperlicher Behinderung und holen sie zu einem Spaziergang ab.

MI
719:00 **OPEN SPACE**

Ideen einbringen für die Arbeit im QL
QL, Leechgasse 24, 8010

SA
1014:45–15:45 **GEFÜHRTER AUSSTELLUNGSRUNDGANG „RELIQTE, RELOADED“**

im Rahmen des „steirischen Herbstes“
Kulturzentrum bei den Minoriten, Mariahilferplatz 3, 8020

SO
1117:00 **ERÖFFNUNGSGOTTESDIENST DES AKADEMISCHEN JAHRES**

für die Grazer Universitäten und Hochschulen mit **Bischofsvikar Dr. Heinrich Schnuderl**
Dom zu Graz, Burggasse 3, 8010

FR
16SO
18**COME TOGETHER**

Ein Semesterstart-Wochenende von KHG und KHJ
Anton Tauschmann, P. Albert Holzknacht SJ

DO
2219:30 **„NETZWERKE“**

Vortrag und anschließende Diskussion mit **Dr. Horst Pirker**
QL, Leechgasse 24, 8010

SA
24**KHG-COMMUNITYFAHRT INS MUSEUM LIAUNIG IN NEUHAUS/SUHA**

HS Alois Kölbl
Anmeldung: khg-graz@graz-seckau.at

MI
1119:30 **„PHILOSOPHICUM“ PROF. MARKUS GABRIEL**

Vortrag: Die Weisheit der Welt - Metaphysik und Idolatriekritik
QL, Leechgasse 24, 8010

DO
1219:00 **VERNISSAGE ANTON PETZ, BILANZ**

Beobachtungen aus China und Kuba
QL, Leechgasse 24, 8010

SO
1511:00 **MUSICBRUNCH**

Café Global, Leechgasse 22

NETZWERKE

Netzwerke sind notwendig. Sie helfen nicht nur, Egoismus, Feudalismus und Starkult einzudämmen, sondern schaffen Plattformen der Humanität, der Kreativität und der Partizipation. Dafür ist wesentlich, dass Netzwerke offen und einladend sind. Manche glauben, dass auch solche Netzwerke negativ sind. Das ist nicht nur strategisch, sondern auch inhaltlich kurz-sichtig. Ohne tragfähige und engagierte humanistische Netzwerke lassen sich weder Kirche noch Gesellschaft gestalten, und es ist letztlich auch unmöglich, von einer „Globalisierung der Gleichgültigkeit“ zu einer „Globalisierung der Solidarität“ (Papst Franziskus) zu kommen.

Peter Rosegger, Chefredakteur